Bor.
46

Bor. 46
m
P. Boruss: 46.
Hist. Germ. Boruss.
<36625973840018
<36625973840018
k

Charakteristik

Friedrich Wilhelm III.

und

der bedeutendsten Personen

an seinem Hofe.

R

Gesammelt und bekannt gemacht

von

M. W.

Bayerische Staats-Bibliothek München

Aus dem Französischen übersetzt.

1 8 0 8.

Da die hier enthaltenen Anecdoten und Charakterzüge wohl werth sind, daß sie, als wahrhafte Beyträge eines Mannes, dessen Posten eine genaue Kenntniß der Personen, welche hierin vorkommen, ihm verstattet, dem Publikum mitgetheilt werden; so ist diese Uebersetzung nach dem französischen Originalmanuscripte veranstaltet worden. Das Manuscript selbst zeigt, daß der Verfasser desselben (wahrscheinlich ein französischer Offiziant deutscher Nation) unter die Zahl derer zu gehören scheint, welche ihre Muttersprache besser sprechen als sie schreiben. Hätte nicht überdieß

BAYERISCHE STAATS BIBLIOTHEK MÜNCHEN
Bayerische Staatsbibliothek München

der Verfasser ausdrücklich verlangt, daß an dem Manuscripte durchaus nichts verändert werden sollte, oder wäre er selbst gegenwärtig gewesen; so würde mancher Fehler, der mir darin vorzukommen scheint, vermieden, manche kleine Unrichtigkeit weggefallen seyn. Da es jedoch hier mehr auf die Wahrheit der angeführten Thatsachen, als auf den correctern Styl ankommt, und die etwanigen Irrthümer unbedeutend sind, so verzeiht man dieses gewiß der Flüchtigkeit, die er mit vielen seiner Landsleute gemein hat.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Im September 1797.

Bey meinem Aufenthalte in Berlin, wohnte ich im goldnen Adler. Dieser Gasthof ist so leicht gebaut, die Zimmer sind durch so dünne Wände von einander geschieden, daß man in jedem Zimmer deutlich verstehen kann, was in dem anstoßenden gesprochen wird. Auch jetzt war dieß der Fall. Die Personen, welche sprachen, kannte ich sehr genau; der Gegenstand des Gespräches selbst, war für mich sehr interessant, und so verhielt ich mich gern ruhig, um alles zu hören.

Ich theile Dir hier das Wesentlichste mit:

Der Kriegsrath, Baron von Triebenfeld, (ein verschlagener, feiler Mensch und Gelegenheitsmacher).

Der König wird sterben, ehe wir es erwarten, sehen Sie Sich vor, meine Herren, wenn wir nicht wenigstens einige neue Begünstigte in unser Interesse ziehen; so nimmt man uns, Gott straf mich! alle unsre erworbene, südpreußische Güter; Aufwand und Mühe ist verlohren, und wir ziehen mit einer langen Nase ab. Was ist aber der Grund? Herr von G . . . und seine Frau sind unersättlich, ihre Habsucht findet keine Grenzen: ich glaube wahrhaftig, wenn der König ihnen halb Südpreußen schenkte, sie hätten noch nicht genug. Und ist es nicht derselbe Fall mit dem Graf von

... Ich kann nicht Güter genug in das Schenkungs-Document eintragen, als er mir unter seinem Nahmen schicket.

Amelang, (ein wohlbekannter Justizkommissair). Ich bitte Sie um des Himmels willen, lieber Triebenfeld, sprechen Sie nicht so unvorsichtig von den Herren, — wenigstens nicht in meiner Gegenwart; ihre Macht ist jetzt noch unbeschränkt, ehe wir es uns versähen, säßen wir in Spandau. Ich begreife aber nicht, warum die Schenkungs-Urkunde für ... noch nicht vom Könige unterzeichnet ist, damit doch endlich die Uebernahme erfolgen und der Titulus possessionis berichtigt werden könnte. Vergebens habe ich zu wiederhohlten malen Freund R. dringend gebethen, sich die Unterschrift zu verschaffen; jedesmal hat er einen Vorwand und Aus-

flüchte, wodurch er mir ausweicht. Helfen Sie uns doch, lieber Tr!

Tr. Ha! ha! ha! Sie sind auf Ehre! wie ein altes Weib. Auf ein Haar wissen Sie, was Rechtens ist, das heißt, wie man nach gesetzlicher Form seinen Nächsten ausplündere, wodurch man aber den Dicken (Friedrich Wilhelm den 2ten) zu einer Güterschenkung bewege, davon wissen Sie kein Wort. (Mit den Fingern schnalzend.) Versprechen Sie dem R. tausend Thaler, unter der Bedingung, daß er den Stempel brauche (die Unterschrift des Königs); so wette ich, in kurzer Zeit ist Ihr Wunsch erfüllt, und die Urkunde in Ihren Händen.

Am. Zum Teufel! 1000 Thaler! Das ist viel für einen einzigen Stempeldruck. Ich will sehen, ob ich es mit der Hälfte abmachen kann. (er entfernt sich.)

Tr. (zu seinem Bedienten, der zugleich sein Vertrauter und Rathgeber ist.)

Ein Erzschurke der A..! Der Kerl verschlingt das Geld; bey der ersten Anleihe, die er für mich machte, hat er mich um 15 pro cent betrogen, aber wart, Spitzbube! Du sollst es mir bezahlen! Höre, lieber R. lauf recht schnell, sogleich zu L. S. und sage, er solle die Schenkungs-Urkunde nur um den Preis von 2000 Thlr., wovon er mir tausend zurücklegen soll, hergeben.

Bedienter. Wieviel soll ich denn aber auf einmal besorgen? Diesen Augenblick sagen Sie mir, ich solle von dem Juden Geld holen, sieben bis acht Personen für den Mittag einladen, der Madam ... Geschenke bringen. Jetzt soll ich wieder sogleich zu Herrn L. S. laufen, der schon längst nach Potsdam gereist ist. Sie wis-

sen wohl, lieber Herr, selbst nicht, was Sie wollen. Wer Sie bedient, hat viel Geschäfte und wenig Gewinn. — Ihre Finanzen stehen wieder sehr schlecht; dieß kann ich Ihnen zur Nachricht bringen: es ist unglaublich, welche Summen Sie verschwenden. Was Sie auch noch erwarten, wie viel Geld und Güter Sie auch noch zusammen bringen mögen, Sie wissen es nicht einzutheilen, und wenn es so fort geht; so müssen wir am Ende betteln.

Tr. Sachte! lieber R. nicht so hitzig! Wenn wir kein Geld mehr haben, so schicke mir nur Moses: der spitzbübische Jude wird uns schon welches schaffen. Heute gedenke ich einen Meisterstreich auszuführen; gelingt mir dieser, so wollen wir auf unsern Gütern ruhig leben. Ich will es Dir schon nachher erzählen. Höre, guter R., ich werde morgen bey Tische

meine Gäste von meinen Besitzungen bey Odessa unterhalten, wenn ich mich auf dich beziehe, so erzähle ja die alte Geschichte von den Wölfen.

Bedienter. Welche Geschichte meynen Sie? Ha! ha! ha! Soll ich unsere Wolfsjagd erzählen, oder, wie während Ihrer Mittagsruhe im Gartenhause, Wölfe an die Thür kratzten? Ha! ha! Wie oft habe ich diese Lügen erzählt, und dabey im Herzen gelacht, daß die Gäste es für baare Münze annahmen, und ein Glas Tokayer nach dem andern ausleerten. Aber sagen Sie mir nur, welchen Vortheil Sie aus diesen Lügen zu ziehen glauben?

Tr. Sieh, närrischer Kerl! wenn die Schufte bey Hofe wüßten, daß ich ohne ihre Gnade nicht leben könnte; so würden sie bald verächtlich auf mich sehen. So

aber spreche ich unaufhörlich, um diese Erniedrigung zu vermeiden, von meinen Gütern und Verbindungen in Rußland, und schließe jedesmal mit den Worten:

Meine Güter bey Odessa geben mir ebensoviel Unterhalt, als ich hier in Preußen finde, und wenn man mir hier nicht endlich Ruhe läßt, so begebe ich mich wieder unter Alexanders Schutz.

Doch höre, Richter, sage mir nur, wo das Odessa liegt? Ich gab mir neulich alle Mühe, es auf den Karten von Pohlen zu finden, die Mühe war vergeblich; und vor kurzem kam ich bey dem Minister in die äußerste Verlegenheit, da mich ein Freund fragte: ob ich viel Getreide nach Odessa schicke, und ob der Handel damit am Mittelländischen Meere vortheilhaft sey? Sage mir doch, liegt denn Odessa

an der Küste des Mittelländischen Meeres? Ich habe immer geglaubt, es läge bey Moscau.

Bedienter. (in lautes Gelächter ausbrechend) Nun das nenne ich Lügen! Ich weiß viel wo das Nest ist, welches Sie Odessa nennen.

Tr. Ah, N.! Da kommt der Schurke, der elende Gauner M. Unaufhörlich dringt er sich mir auf, und stellt sich, als wolle er nur unsre alte Bekanntschaft fortsetzen. — Wir waren allerdings Schulkameraden; aber ich errathe seine Absicht; er will Güter in Südpreußen. Wart' Schuft, ich will dich fangen. Es ist ein Erzschurke, ein durchtriebener Schelm — (es klopft.)

Tr. Herein!

M. M. (tritt in das Zimmer.)

Tr. Ah! Willkommen alter Freund, lieber guter Schulfreund! mit Wonne drücke ich einen so edeln Mann, in Dir an meine Brust! Heil dem Staate, dessen Erben ein Patriot, wie Du bist, zur Seite steht!

M. M. Dank, lieber Engel! Vor allen Dingen gieb mir doch etwas zu frühstücken.

Tr. He! he! (ruft Richtern) wo steckt denn der infame Kerl?

(R. kommt und wirft einen wüthenden Blick auf Tr.)

Lieber R., bring schnell Champagner, alten Tokayer, Rebhühner, Schnepfen.

M. M. Sey mir doch einmal aufrichtig, werdet ihr denn bald Südpreußen verschenkt haben?

Tr. Ach leider! es ist zum Erbarmen! Alle diese Herren wollen die wenigen Wochen, welche der König noch zu leben hat, benutzen. Der König würde die Zahl von Schenkungs-Urkunden, die ihm täglich vorgelegt werden, gar nicht unterzeichnen können, wenn nicht für einen Stempel gesorgt wäre. Sie brauchen meine Hülfe, weil sie weder pohlnisch sprechen, noch Local-Kenntnisse haben, deshalb haben sie mir auch ein kleines Vorwerk bey Kalisch angewiesen, es wird mir aber, wenn ich Vieh und Saatkorn gekauft habe, mehr kosten als wenn ich es gekauft hätte.

M. M. Das glaube ich gern. Aber höre, weshalb ich eigentlich hieher komme! — Ich hätte auch so ein Lüstchen mich in Südpreußen anzukaufen; wenn ich nun irgend eine kleine Starostey an unsrer Grenze

für einen billigen Preiß erhalten könnte; — natürlich müßte ich den Eigenthümer zufrieden stellen: — verstehst Du?

Tr. Ach ja! lieber Bruder! das soll keine Schwierigkeit machen; sobald Du Dich nur, nach des Königs Tode, an die schließest, die ihres Besten wegen den Thronerben abzuhalten suchen, daß er die Schenkung seines Vaters widerrufe — ich werde schon für Dich bedacht seyn. — Doch eine Bedingung noch. Richte es so ein, daß auch der Neue — für seinen Theil beschenkt werde.

M. M. Hihi! hi! scharmant! allerliebst! Das wollen wir bald machen. Ich gebe eine Fête und lade alle Interessenten dazu ein. Wir trinken brav auf die Gesundheit des Neuen — er thut uns Bescheid — und die Sache wird glücklich abgethan.

Tr. Ein Wort, ein Mann!

Bedienter. Der Graf von Lüttichau läßt um die Ehre bitten, Ihnen aufwarten zu dürfen.

Tr. (vornehm) Er soll warten. (zu M. M.) Der Graf von L. ist der dümmste Kerl, den Gott geschaffen hat. Er hat die Güter, welche Bischofswerder vom Könige erhalten hat, gekauft, daher müssen wir ihn, so lange der König lebt, warm halten, und sein Geld, so lange er dessen hat, an uns zu bringen suchen.

M. M. Da hast Du Recht. Ich bin ganz Deiner Meynung. Lebe wohl. Es bleibt bey unsrer Abrede.

(Der Graf von Lüttichau tritt herein.) Ihr ganz gehorsamster Diener! Verzeihen Sie mir, mein Herr, wenn ich Sie in einer wichtigen Beschäftigung unterbreche. Ich komme eben von Posen, wo ich der Cabi-

netsordre gemäß die Herrschaften Crotegin u. a. auf 36 Jahr in Pacht nehmen sollte; Sie wissen aber, daß die Cammer mich vor sich geladen hat, und da sagt mir — denken Sie! — ein grober unsinniger Kriegsrath, (ich habe seinen Nahmen vergessen) ganz trocken ins Gesicht: „daraus könne nichts werden." Sie können leicht glauben, daß ich mich darüber gewaltig ärgerte. Nun bin ich schleunig hierher gereist, um Ihren Rath zu hören.

Tr. (mit einem wichtigen Gesichte und vornehmer Miene) Setzen Sie Sich, Herr Graf. (Sie setzen sich.) Das ist nicht recht, Herr Graf, daß Sie augenblicklich hieher gereist sind. Sie wissen doch, daß Sie dort eine schmutzige Sache haben, in diesem Falle muß man immer den Beutel offen halten. Wenn Sie auch noch so wenig den Gang unsrer Geschäfte kennen

sollten, — so würden Sie doch auf der Stelle in Posen durch Ihren Geschäffts-träger haben erfahren können, wer bey die-ser Sache wirke. Sie hätten ihn alsdann besucht, und erforscht wie Sie Sich hier benehmen mußten; denn es ist nicht genug, die Großen gewonnen zu haben, wir müs-sen uns auch der Kleinen versichern.

So ist z. B. der Kriegsrath, von wel-chem Sie sprechen, (ich kenne ihn sehr gut) ein großes Leckermaul, das vom Morgen bis zum Abend nur ißt und trinkt, deshalb ist er auch so dick. Zum Frühstück ißt er oft einige Pfund Hamburger Pökelfleisch, und ein Paar Bratwürste, die er sich selbst macht. ꝛc. Ein gemeines Mädchen hat er zur Maitresse. Wenn Sie nun anfangs ein Paar Fässer ungarischen Wein in den Keller, und ein Paar Stück großes Wild-

pret in die Küche, dabey ein modernes Stück Zeug oder ein Kleid (für die Kriegsräthin) geschickt, übrigens bey dem ersten Besuche einige Worte von Erkenntlichkeit hingeworfen hätten; so wette ich, Sie wären im Besitze der Herrschaften, denn mein Motto ist: beati possidentes.

Der Graf. Ja, mein Gott! die Sache kostet mir doch schon erschrecklich viel Geld. Ich habe, wie Sie wissen, hier 5000 Thlr., in Posen 7000 Thlr. springen lassen.

Tr. Sie sind aber auch sehr karg, Herr Graf, nehmen Sie mir es nicht übel. Was sind elende 12000 Thlr. gegen solche Güter, worauf Sie jetzt speculiren — wollen Sie indessen meinen Rath nicht hören, mir gilt dieß gleichviel, es ist Ihre Sache.

—

Der Graf. (stotternd und verlegen) Nun, theuerster Herr von Tr. — werden Sie nicht gleich so böse — Ich will mich nach allem fügen, mich allem unterziehen.

Tr. (sieht nach der Uhr). Herr Graf, verzeihen Sie. Ich erwarte diesen Augenblick den Prinz H., und muß Sie bitten, mich ein andermal mit Ihrer Gegenwart zu beehren.

Der Graf. (unterwürfig) Sie haben nur zu befehlen. (er geht).

Tr. Ha! ha! (ruft den Bedienten).

N. (kommt).

Tr. Wenn das Schaaf, der Lüttichau, wiederkommt, so sag' ihm: ich sey ausgegangen. Morgen werde ich Gesellschaft haben, und erwarte, daß alles auf das prächtigste eingerichtet sey. Sage

Matthieu, er solle uns die feinsten Speisen und Wein im Ueberfluß besorgen. Jetzt wollen wir nach Potsdam. Hohle den Wagen.

Dieser Triebenfeld war der uneheliche Sohn eines russischen Prinzen, und in Berlin, unter dem Nahmen Caffarelli, in der Bürgerschule erzogen worden.

In seinem Jünglingsalter wurde er bey einem russischen Regimente als Lieutenant angestellt. Von diesem entfernte er sich, bey der Conföderation von Bar im Jahr 1772, und ging in die Dienste des Starosten Czarnietzky in Moschzyn, wo er die Augen einer pohlnischen Dame auf sich zog, die ihn nach ihrem Geschmack fand und als Commissaire auf ihren Gütern anstellte. Als solcher negozirte er bey der Seehandlung in Berlin Geld für seine Gebietherin, und

ging dann, als Administrator der Herrschaft Crotezyn in die Dienste derselben. Es ist derselbe Triebenfeld, dessen Herr von Held in seinem schwarzen Buche, und die vertrauten Briefe über die innern Verhältnisse des Hofes in Berlin erwähnen.

Er befand sich damals in Berlin, um die Verschleuderung der Domainen zu befördern, und spielte in dieser Epoche eine bedeutende Rolle. Generale und Minister drängten sich herbey ihm Visiten zu machen, und er war bey Hofe wie in seinem Hause.

Mit Mühe konnte ich oft mir erklären, wie ein Mensch ohne alle Kenntniß, ohne Erziehung, mit einem Worte ein Mensch wie dieser Triebenfeld — so große Dinge bewirken, so weitumfassende Projecte ausführen konnte — vorzüglich, da er in dem

übelsten Rufe stand; doch kenne ich nunmehr den Grund.

Triebenfeld ist bey seiner in die Augen fallenden Rohheit, Unwissenheit und Grobheit, der abgefeimteste Intrikant, den man findet.

Er besitzt eine Unverschämtheit ohne gleichen; was niemand zu unternehmen wagt, unternimmt er. In einem Augenblicke entdeckt er die Schwächen der Großen, zu welchen er Zutritt hat, und besticht unter den Bedienten den Liebling des Herrn. Wenn endlich die Großen sich seiner bedienen, so richtet er alle Aufträge schnell und pünktlich aus, aber er weiß sich auch so unentbehrlich zu machen, daß sie sich seiner kaum noch entledigen können.

Dieß war der Fall bey Bischofswerder, der ihn brauchte, um die gar-

ftige Sache seiner Tochter in Ordnung zu bringen. Derselbe Fall war bey dem Minister von Hoym, dem er Bericht über den Hof zu Berlin abstattete, bey dem Fürst von Hohenlohe, für welchen er Geld negozirte.

Er hielt sich in dem Zeitraume, von welchem wir sprechen, in Berlin auf, um die Vertrauten des Erbprinzen durch Schenkungen in Südpreußen, so zu umstricken, daß dieser, als nachmaliger König, jene Güter den Günstlingen seines Vaters nicht wieder entreißen konnte. Er bot alles auf, den Generalen von Rüchel und von Blücher, dem Hofmarschall Maßow, dem Kammerherrn von Schilden, vorzüglich aber dem Major von Köckeritz, Güterschenkungen aufzudringen.

Bey allen andern gelang es ihm, nur über den festen Widerstand des letztern

vermochte er nicht zu siegen. Man beschloß, um den Major von Köckeritz zu verleiten, in dem obenangeführten Gespräche: daß M. M. alle diese Herren zu einer Fête einladen solle.

Ich hörte mit Aufmerksamkeit, welche Mittel man anwenden wollte, um zu jenem Zweck zu kommen. Einer der Interessenten war mein vertrauter Freund, er theilte mir am andern Morgen den Hauptinhalt der Unterredung mit.

Die Hauptpersonen waren: der General Rüchel, der General Zastrow, der Hofmarschall Maßow, der Major von Köckeritz, Triebenfeld und andere Verbündete. Man trank Köckeritzen fleißig zu, und Rüchel nahm endlich das Wort.

R. Denkt denn der Prinz schon darauf, die Zügel der Regierung zu nehmen? Der Alte wirds nicht mehr lange machen,

und sein Nachfolger wird viel zu thun bekommen.

K. Sie glauben nicht, m. H., wie der Prinz mit jeder Post, die er erhält, mit Klagen, Denunciationen, Vorschlägen zur Verbesserung ꝛc. bestürmt wird, was wird es erst werden, wenn er den Thron bestiegen hat.

N. Sagen Sie mir nur, was er von der Zerstückelung der Domainen in Südpreußen hält?

K. Er ist darüber höchst aufgebracht.

N. Soll ich Ihnen meine Gedanken darüber sagen? Man macht die Sache schlimmer, als sie ist. Wenn man bedenkt, daß in diesen Gütern alles Wirthschaftsgeräthe fehlt, daß die Gebäude verfallen, die Felder ausgesogen sind; so müssen Sie mir zugeben, daß diese Schenkungen lange nicht soviel werth sind, als die

Häuser welche der König in Berlin an Privatpersonen verschenkt hat.

Triebenfeld, (ihm in die Rede fallend) Allerdings, Herr General; niemand weiß besser als ich, in welchem zerrütteten Zustande die Güter dieser Provinz sind. Vorzüglich haben die Geistlichen, sobald sie hörten, daß die Güter eingezogen würden, augenblicklich alles Vieh verkauft. Es ist ein Glück für das Land, daß sich Deutsche unter den Pohlen niederlassen, damit sie doch von jenen einigen Unterricht erhalten können.

R. Ich dächte also, Herr Major, Sie bäten auch um eine Schenkung. Die Hofluft ist, wie Sie wissen, veränderlich, man muß sich für sein Alter einen Zufluchtsort sichern.

K. (erröthend.) Wo denken Sie hin, Herr General? Ich um Güter bitten? Habe ich denn dem Staate solche Dienste

geleistet, die eine Belohnung verdienten? Nimmermehr denke ich darauf. Wie würden sich die Bischofswerder auf meine Kosten lustig machen!

Tr. Fürchten Sie nichts, Herr Major, sie werden nicht lachen. Sie haben einen Verwandten in Heinersdorf, in der Nähe von Züllichow — Herr von Unruh ist ohne Vermögen, er hat eine Reihe von Jahren gedient, von seinem Gute gehören nicht 6000 Thlr. ihm eigenthümlich. Könnten Sie nicht zugestehen, daß er um die Starostey — bäte, vorausgesetzt, unter der Bedingung, den Starosten Luc Beninsky zu entschädigen? —

K. (in Verwirrung — denn es ist derselbe Herr von Unruh, dessen Vater den Herrn von Köckeritz als eine arme Waise erzogen hatte.) Wenn der Erbprinz in diese Schenkung willigt — (er willigte darein) — und mein Verwandter

sich mit dem Starosten Beninsky vergleicht — (dieß geschah auch in der That) — so kann ich nichts darwider haben. (er nimmt Abschied.)

Triebenfeld und Consorten freuten sich höchlichst, diesen Mann, den sie nur den Neuen nannten, an sich gezogen zu haben.

Er gab noch an demselben Abende Soupèr; auch ich wurde als Nachbar dazu gebethen, und fand bey ihm Amelong, den Invalidencapitain Sellentin (der Spaßmacher von der Gesellschaft), den nunmehr verstorbenen Herrn Eisenhardt, den Finanzrath Wildengans, den Geheimdenrath Faudel, (ein Erz-Intrikant) und mehrere unsrer ächten Berliner Gourmands. Triebenfeld hat sich immer in seiner Gewalt, er bleibt stets kaltblütig, trinkt wenig, und wenn er der Convenienz wegen

zu trinken genöthigt ist, so weiß er sich immer durch Präservative zu sichern.

Hingegen versteht er es, seine Gäste bald betrunken zu machen und unter den Tisch zu bringen: er giebt ihnen eine Art Croatier zu trinken, der soviel Geist hat wie Brantwein; wer diesen Wein, weil er sehr herbe ist, nicht trinken will, erhält einen süßen Menesch, nach welchem schnell Champagner gegeben wird, weil dieser den ungarischen Wein nicht verträgt.

In weniger als einer Viertelstunde, waren alle meine Tischgenossen benebelt.

Um ruhig betrachten zu können, trank ich nur weißen Franzwein mit vielem Wasser vermischt.

Die Tafel war mit den ausgesuchtesten Speisen bedeckt. Suppe von gestoßenen Krammetsvögeln, Kibitzeyer, der frischeste Caviar, Hamburger Rindfleisch, Hecht

mit Austersauce, Trüffelpastete, Fasanen, Rebhüner, Haselhüner, die seltensten Früchte, waren hier: aber dieß war noch nicht genug. Des Morgens um ein Uhr stand man taumelnd auf, und fuhr zu Mad. Bernard. Hier wurde ein Champagner Punsch, in welchem zugleich Tokayer, Burgunder, Johannisberger ꝛc. waren, gegeben.

Fünf Freudenmädchen, deren Taille, Teint und Fleisch unvergleichlich war, wurden auf einen Wink entkleidet, und nun begann, nach einer Flötenuhr, ein bacchantischer Tanz. Der Champagner Punsch spannte natürlich die Sinne bis auf den höchsten Grad — bis nun endlich — unsre Wollüstlinge, nach wiederhohlten Genüssen, ganz ermattet und erschöpft, sich einer nach dem andern aus den Armen ihrer Nymphen wanden, da-

von schlichen und eiligst nach Hause begaben.

Triebenfeld und ich, wir gingen zuletzt. Während alles trunken herumtaumelte, hatte Tr., der nüchtern und Herr seiner Sinne war, stillschweigend überlegt, wie die Gäste, welche er um sich herumtragen ließ, die ungeheure Rechnung, die Mad. Bernard auf den Tisch legte, und welche er sogleich berichtigte, bezahlen sollten.

Ich sah in ihm an diesem Abende den Satan, der auf der Zinne des Tempels zu sich selbst sagte: Alles was ich hier unten sehe, ist mein.

Amelong, der Gerichtsdirektor von Bischofswerder, mußte ihm Geld verschaffen. Faudel sammelt in den Häusern der Gesandten und Minister alle mögliche Neuigkeiten, und combinirt daraus Ent-

würfe, die er dem Triebenfeld mittheilt. — Wildengans ist Triebenfelds unzertrennlicher Gefährde im Wucher mit Gütern. — Sellentin ist sein lustiger Rath, und zugleich der tägliche Gesellschafter aller alten Damen in Berlin, deren Klatscherey ihm Stoff zu Nachrichten giebt, die er seinem Patrone überbringt. Ich war — kalt und untheilnehmend — für ihn ein unbrauchbares Wesen.

Um wieder auf Triebenfeld zu kommen, der eine so bedeutende Rolle unter der letzten Regierung gespielt hat; so würde ein weiser Fürst ihn zu einem sehr nützlichen Werkzeuge seiner Pläne haben bilden können. Er ist von der Natur zum Anführer aller Spione geschaffen: man müßte ihn mehr mit Ehrenbezeugungen, als mit Reichthümern überhäufen, da

der Ehrgeitz in seiner Seele die Oberhand über die Habsucht behält.

Tr. ist Herr seiner Leidenschaften, er verfolgt mit unwiderstehlichem Eifer das Ziel, welches er sich gesteckt hat, und läßt sich durch die Wahl der Mittel nicht in Verlegenheit setzen. Was aber noch mehr ist: Kein sinnlicher Genuß, weder eine wohlbesetzte Tafel, noch Reize der Wollust können ihn zurückhalten. Er opferte, wenn es seyn müßte, ohne Bedenken, Freund, Bruder, Weib und Kind auf, er würde sich kein Gewissen machen, die heiligsten Eyde zu brechen und die Altäre zu berauben. Er spart kein Geld, er verschwendet es und wirft es von sich — geschmeidig und erfahren schmiegt er sich in alle Formen, wenn er nur seinen Zweck erreicht.

Der Major von K ö c k e r i tz hatte erklärt;

„Er willigte sehr gern ein, daß sein Verwandter, Herr von Unruh, die Starostey von Bomß unter dem Titel eines Erbpachtes erhielte, mit der Bedingung, daß er sich mit dem Starosten v. Boninsky über die Entschädigung, welche jener fordern könnte, vergliche." Als Herr v. Unruh acht Tage nachher die Verleihungs Urkunde erhielt, glaubte er, sie fiele aus den Wolken.

Bischofswerder, (damals noch alles vermögend) brauchte Triebenfeld zuerst, um den saubern Proceß seiner Tochter abzuthun.

Er fürchtete diesen gefährlichen Menschen aber so sehr, daß er ihn nie vor sich ließ. Triebenfeld mußte daher mit Amelang die Sache verhandeln.

Sie ward schnell, und zur großen Zufriedenheit des Generals entschieden; und nur jetzt durfte Tr. vor ihm erscheinen.

Bischofswerder. Man hat mir viel Gutes von Ihnen gesagt, Herr Rath, und ich bin Ihnen unendlich verbunden, daß Sie meiner Tochter Sache ins Gleiche gebracht haben. Belieben Sie Platz zu nehmen.

Tr. Herr General, ich habe nur das gethan, was mir meine Pflicht vorschreibt. Wenn ich schon gebohrner Russe bin, und den größten Theil meines Vermögens in meinem Vaterlande habe; so habe ich dennoch eine so große Vorliebe für die preußische Monarchie, daß ich ihr alles, was ich habe, opfern könnte.

B. Ich verlasse mich auf Ihre Versicherungen, und vertraue Ihnen vollkommen. Ihr offenes Gesicht bürgt mir für

die Wahrheit Ihrer Worte. — Aber, um von etwas anderm zu sprechen, Sie haben seit einiger Zeit eine Menge Bittschriften für Personen, die in Südpreußen Güter haben wollen, eingereicht; ich weiß, man wendet sich an Sie, weil Sie die Localitäten kennen, — aber von jetzt an müssen diese Gesuche aufhören. Die Krankheit des Königs steigt von Tage zu Tage, üble Laune und Verdrießlichkeit sind natürlich mit seinem Uebel verbunden, mit Mühe unterzeichnet er noch seinen Nahmen; und dann, wenn er bald sterben sollte (was ich mit Gewißheit voraussehe); so weiß ich nicht, wie sein Nachfolger das alles aufnehmen wird.

Wir müssen also alle Gesuche dieser Art abweisen. Nur dem Grafen von Lüttichau glaube ich noch mit Recht Güter zugestehen zu können. Dieser Herr hat viel

Geld in das Land fließen lassen. (Man muß nehmlich wissen, daß dieser Graf v. L diejenigen Güter, welche der König Bischofswerdern geschenkt hatte, für 50,000 Louisd'or gekauft hatte.)

Tr. Sie dürfen nur befehlen, Herr General. Ihre Befehle sind mir heilig. Doch hat man eben erst eine Verleihungs-Urkunde ausgefertigt, wodurch die Starostey Bomß dem Herrn von Unruh in Erbpacht gegeben ist.

B. Hr. von Unruh? Ich weiß nicht wer der ist. Welche Verdienste hat der, und wer ist er denn?

Tr. Ein Verwandter des Herrn von Köckeritz.

B. (boshaft lächelnd). Ha! ha! Ich besinne mich jetzt. Gut! Auf Wiedersehen, Hr. v. Tr. (er geht).

Tr. Ha! Ich kenne dich, alter Fuchs! Hättest du nicht die 50,000 Louis-

d'or für deine Güter im Sacke, du würdest aus einem andern Tone sprechen.

Nach Mittage wollte Triebenfeld den Herrn von Köckeritz besuchen — es war das erstemal — er fand den Kammerdiener Naguel.

Tr. Ihr Diener, Herr Naguel. (er verbeugt sich tief).

Naguel. Mit wem habe ich die Ehre zu sprechen?

Tr. Ich bin der Kriegsrath Triebenfeld, aus Breslau — ich wünschte die Ehre zu haben, mit dem Herrn Major zu sprechen.

Naguel. Der Herr Major ist eben vom Tische aufgestanden, und schläft jetzt.

Tr. Ich will um alles in der Welt ihn im Schlafe nicht stören, und ich werde

indessen mich mit Ihnen ein wenig unterhalten.

Nag. Gehorsamster Diener, ich stehe zu Befehl. Wollten der Herr Kriegsrath nicht einen Augenblick sich hierein begeben? — (er führt ihn in sein Zimmer, worin seine Frau ist).

Tr. Ergebener Diener, Madame — Sie sind so fleißig, wie ich sehe. (sie strickt).

Mad. N. Muß man nicht, m. H.? Wenn ich nicht irre, ist der Herr Kriegsrath aus Schlesien.

Tr. Ach Madame, Sie erinnern mich an etwas, was ich bald vergessen hätte. Ist nicht jemand da, der mir meinen Lohnbedienten rufen könnte? (man holt ihn, er flüstert ihm etwas ins Ohr, und der Bediente geht). Sie sind, wie es scheint, aus Schlesien, da Sie die Früchte des Landes so gut kennen?

Md. N. Nein, mein Herr. Ich bin in Zilenzig gebohren, und mit unserm General erzogen. (es klingelt). Ach, der Major ist aufgestanden! (Naguet geht, und kommt bald wieder, Triebenfeld zu holen).

Der Major v. Köckeritz. Ach! Herr Kriegsrath, seyn Sie mir willkommen! — Was bringen Sie Gutes? Was steht zu Ihren Diensten?

Tr. Ich wollte Ihnen bloß meine Aufwartung machen, sehen, wie sich der Herr Major befinden, und mich erkundigen, ob Sie etwas zu befehlen haben. Zugleich muß ich Ihnen melden, daß Ihr Verwandter, Herr von Unruh, die Starostey von Bomß in Erbpacht erhalten hat.

K. (verdrüßlich). Diese Nachricht, Herr v. Tr., ist mir eben nicht angenehm. Die Welt wird glauben, daß es künftig so fortgehen werde, wie bisher — das verhüte

aber der Himmel. — Was diese Sache betrifft, so habe ich dem Prinzen davon Rechenschaft abgelegt, er willigt darein, und aufrichtig gesprochen, ich bin meinem Verwandten viel Dank schuldig, da mich sein Vater, ein überaus braver Mann, als ein armes elternloses Kind erzogen hat, und ich ohne ihn nicht das seyn könnte, was ich bin. Demohngeachtet wünschte ich doch sehr, Herr Kriegsrath, daß man endlich diesen Schenkungen ein Ende machte, sonst wird die ganze Provinz versplittert.

Tr. Das ist sehr wahr. Sind aber die Herren A. B. C. D. E. nicht unersättlich?

(Er entfernt sich. – Bey Naguel findet er seinen Lohnbedienten, der ihn an der Thür, mit einem großen Butterfaß, welches er aus einem Berliner Butterladen geholt hat, erwartet.)

Tr. (zu Mad. Naguel). Ach da ist die schöne May-Butter. Sie ist ganz frisch aus Schweinern angekommen, und ich habe sie für Sie, Madam, holen lassen, da ich glaube, daß Sie viel in Ihrer Haushaltung verbrauchen.

Mad. N. Ich bin Ihnen unendlich verbunden. — Das ist excellente Butter, die wird sich halten.

Tr. (im Weggehen zu Naguel). Wenn Sie den Major auskleiden, so gedenken Sie meiner im Guten. (er geht).

Den Morgen darauf, sagte Naguel zu dem Major, als er ihn ankleidete;

Nun Herr Major, wie hat Ihnen mein Landsmann, der Kriegsrath Triebenfeld gefallen?

Der Major K. Er ist nicht aus Schlesien, er ist ein Russe.

N. So? ein Russe? Ich glaubte, er sey aus Schlesien. Es scheint mir ein sehr ehrlicher Mann zu seyn — ?

K. Wie man's nimmt. Viele bezweifeln es, und aufrichtig gesprochen, ist es ein berüchtigter Mensch.

N. Ist es möglich? ich habe nie etwas nachtheiliges von ihm gehört.

K. Ja, man kann ihn brauchen — aber man sagt allgemein, er sey kein Mann von Ehre. (Der Maior geht zu dem Prinzen).

Der damalige Erbprinz (ietzt Friedrich Wilhelm der 3te) hatte treffliche Naturgaben, das beste Herz, und besaß Verstand genug, eine gegebene Idee ganz zu fassen, und die Staatsverwaltung so fort zu führen, wie sie ihm übertragen wurde. Seine Offenherzigkeit, Ehrlichkeit, Biederkeit und Herzensgüte erwarben ihm die Achtung und Liebe aller, die ihn umgaben. Da er

nur das Gute wollte, und das Laster verabscheute, so hing er sich gern an solche Personen, von welchen er glaubte, daß sie so gut dächten, wie er; dabey war er aber verlegen, und unentschlossen, da er als Kind durch einen finstern menschenfeindlichen Erzieher schüchtern gemacht worden war. Dem Major von Köckeritz gab er sich ganz hin; nächst ihm hatte der Cabinetsrath Menken, der ihm empfohlen war, und sein Kammerdiener Wolter großen Theil seines Vertrauens. (d. Major v. K. kommt zü ihm.)

Prinz. Guten Tag, lieber Major. Da ist eben eine Menge Depeschen angekommen. Sehen Sie einmal. Da ist gleich eine Denunciation aus Südpreußen, gegen den Minister von Hoym; Sie werden darin schändliche Dinge finden; ferner, ein Plan zur Verbesserung dieser

Provinz, von dem Minister Buchholz; der Plan ist sehr weitschweifig. Endlich noch eine Bittschrift von einem gewissen Triebenfeld — Kriegsrath; ist es nicht derselbe, dessen sich Bischofswerder bedient?

K. Ja, Ew. Hoheit.

Prinz. Der Mensch sagt in der Bittschrift: er sey allgemein verläumdet — man werfe die Schuld von der Vertheilung der Güter in Südpreußen auf ihn, und man habe sich dabey doch seiner nur darum bedient, weil er Local-Kenntnisse davon habe; statt dadurch zu gewinnen, habe er nur Aufwand — Mühe und üblen Ruf davon, er bitte daher die Verläumdungen seiner Feinde nicht zu hören, und versichert, daß er, wenn er schon Russe sey, stets dem Staate, für welchen er seinen letzten Tropfen Blut vergießen wolle, treu dienen werde.

K. Der Mensch hat einen sehr zwey=deutigen Character, er ist ohne Kenntnisse und Erziehung, aber nicht ohne natürliche Anlagen. Jetzt ist er der geheime Agent von Bischofswerder. Er drängt sich mir auf, und ich weiß nicht, wie ich mich von ihm losmachen soll — in keinem Falle würde ich jemandem rathen, ihm wichtige Aufträge zu geben.

Prinz. Ich will nichts mit ihm zu thun haben. Wenn es ihm einfällt, mich sprechen zu wollen, so mag man ihn ab=weisen. Ich liebe diese zweydeutigen, be=rüchtigten Personen nicht. (Nach einer Pause.) Ich erhalte täglich traurige Nachrich=ten aus Potsdam; mein armer Vater geht mit starken Schritten dem Tode entgegen. Ach! er war immer in übler Gesellschaft. Jetzt darf ich nicht einmal zu ihm, das Weib welches um ihn ist, (die Gräfin von

Lichtenau) will es nicht haben; aber wart'! sobald ich König bin, will ich dich bestrafen, schändliches Weib. — Ich hasse niemand, lieber K., aber sehen Sie, dieser Frau könnte ich den Kopf abschlagen lassen.

Hören Sie, K. Ich weiß, mein Vater wird nicht lange mehr leben; ich folge ihm in der Regierung, aber, Gott ist mein Zeuge! ich wünsche es nicht. Ich bin noch so jung, ohne Erfahrung, ich kenne den Gang der Regierung noch nicht, und wollte doch so gern meine Unterthanen glücklich machen; es haben sich seit 10 Jahren so viele Fehler und Unordnungen eingeschlichen — wie soll ich sie verbessern, ich? Der Schatz ist erschöpft, der Staat verschuldet!

Bleiben Sie mein Freund, lieber K., stehen Sie mir immer bey; bey Ihnen will ich täglich mir Rath holen; und da-

mit Sie wissen, was Sie von mir erwarten dürfen; so nehmen Sie diese Instruction, von der Sie bey meiner Regierung Gebrauch machen werden. (entfernt sich.)

Köckeritz (sich die Thränen trocknend.) Ach! liebenswürdiger Prinz! du bist so wenig für den Thron geschaffen, als ich; Deine Seele ist zu zart. Mir fehlen die nöthigen Kenntnisse. Ich verstehe meine Militair-Ordnung, habe mehrere Schriften gelesen, aber ich kann noch keine Armee anführen, und verstehe nichts von der Sprache und dem Geschreibe der Büreau's, Gerichtshöfe und Finanzkammern. Ich muß sehen, wo ich vor allen Dingen einen guten Civilisten und Geschäftsmann finde, der die Stelle eines Cabinetsraths ausfüllt. Da fällt mir eben Menken ein, ja das ist ein Mann, wie wir ihn brauchen. — Eine herrliche Idee, ich muß sie gleich dem

Prinzen sagen. (Er entfaltet das Papier, welches der Prinz ihm gegeben hat, und liest:)

Instruction für meinen Generaladjutanten, Major von Köckeritz, wornach er sich richten wird, wenn ich König bin.

„Mein Großonkel hat oft geäußert: der König ist der erste Diener des Staats; dieß will auch ich seyn; ich will nach den Grundsätzen meines Großonkels regieren: alle meine Unterthanen sollen so glücklich, wie möglich seyn; denn ich liebe sie von ganzem Herzen. Sie sollen freyen Zutritt zu mir haben, und keine Bittschrift soll ungelesen bey Seite gelegt werden. Man soll mir dreymal wöchentlich über alles Bericht erstatten, Sie sollen dabey seyn, und wir wollen die Gründe für und wider die

Sache hören; ich werde den Herren wenig oder gar nicht antworten, aber nachher, wenn wir beyde allein sind, wollen wir überlegen, und alles, was wir, nach einer strengen Berathschlagung, beschlossen haben, soll unwiderruflich seyn.

Noch hat mein seliger Großonkel gesagt: Ein Schatz ist die Basis und Stütze des Preußischen Staates. Nun haben wir aber nichts als Schulden. Ich will so sparsam seyn, als es nur immer möglich ist — keine Schenkungen für die Zukunft mehr! — Wenn das Land dringende Bedürfnisse hat, wie z. B. bey Brandschaden ꝛc. dann will ich von Herzen gern geben — nur aber keinen Aufwand, der ist mir zuwider.

Die Armee ist auch ein wesentlicher Gegenstand. Ich liebe das Militair, und verstehe mich selbst ein wenig auf Manoeu-

vers und Evolutionen. Wir wollen recht oft Revue halten, und die Truppen üben, um sie in Thätigkeit zu erhalten.

Ich bin nicht für den Krieg. Er kostet Menschenblut und Geld; wir müssen mit allen unsern Nachbarn in Frieden leben; mögen sie sich schlagen, und sich unter einander aufreiben, wie sie wollen; was uns betrifft, so wollen wir neutral bleiben. Will man aber mich angreifen; so werde ich mich vertheidigen bis auf den letzten Mann.

Denken Sie, mein lieber Köckeritz, daß Sie mein Vater sind, und verlassen Sie mich nicht.

Friedrich Wilhelm.

Köckeritz (mit Thränen)

Liebenswürdiger Prinz! Warum habe ich mir nicht mehr Kenntnisse erworben,

um ihnen stets guten Rath geben zu können. Aber, wenn ich nun unterrichteter wäre! Ich bin zu weich, ich kann gegen niemand hart seyn, und selbst wenn ich in Zorn gerathe, so ist in dem Augenblicke, wo mein Blut kocht, meine Augen blitzen, das Gewitter, welches alles zu zerstören drohte, in weniger als zwey Minuten vergangen — einen Augenblick nachher ist alles vergessen und vergeben. Aber ich werde mich zwingen hart zu seyn, ich will, sobald es nöthig ist, unerbittliche Strenge zeigen. Der Hof ist schon zu sehr verdorben, als daß man nur Drohungen noch gebrauchen könnte.

Der Cabinetsrath Hr. v. Menken, den man unter Friedrich Wilhelm dem 2ten, weil er ein ehrlicher Mann war, ganz vernachlässigt hatte, wurde jetzt, auf die Empfehlung des Major Köckeritz, zu dem Erb-

prinzen gerufen, um ihm vorgestellt zu werden.

Prinz. Sehen Sie nur, Herr Rath, wie man mich mit Klagen und Denunciationen überhäuft und bestürmt. Nehmen Sie alle diese Papiere, lesen Sie sie durch und machen Sie mir einen genauen Aufsatz davon. Ich kann mich zwar in der That noch keinem Geschäfte unterziehen, so lange mein Vater lebt, doch will ich mir dieses und jenes anmerken.

Menken. Daran thun Ew. Hoheit sehr wohl. Sie werden in allen Theilen der Staatsverwaltung viel aufzuräumen haben.

Prinz. Ich habe Sie, m. H., ausersehen, daß Sie mir bey der Staatsverwaltung mit Ihrem Rathe beystehen, und mir wöchentlich, oder so oft Sie es für nöthig halten, Bericht abstatten sollen.

Nehmen Sie diese Schriften, und sagen Sie mir alsdann, was hier zu thun sey. Noch eins:

Sagen Sie mir, Hr. v. Menken, ist es wohl gut, wenn wir, zum Besten des Schatzes, die verschenkten südpreußischen Güter wieder einziehen?

Menken. Meiner Meynung nach, nein, Ew. Hoheit. Wollten Sie jetzt gleich nach Ihres Vaters Tode, das was er befohlen oder zugelassen hat, aufheben und vernichten, so würde dieß großes Aufsehen, und auf die Denkungsart Ihrer Unterthanen einen widrigen Eindruck machen. Ueberdieß sind unter diesen Gütern viele, von einem dritten rechtmäßig erlangte; der Titulus possessionis ist in die Hypothekenbücher eingetragen, und es würde ungerecht seyn, diesen durch einen Machtspruch entkräften zu wollen. Das erste Gesetz für den Für-

sten ist das: die Rechte der einzelnen Unterthanen zu schützen.

Prinz. Beynahe dasselbe hat mir eben Köckeritz gesagt — Wir wollen dieß also gut seyn lassen — Noch eine Frage, Sie kennen das Weib, welches den Staat an die Engländer verkauft hat, und meinen Vater täglich bestiehlt, um sich zu bereichern, die Gräfin von Lichtenau — ich habe, glaube ich, vollkommenes Recht, sie festsetzen und, wie sie es verdient hat, bestrafen zu lassen.

Menken. (bedenklich) Wenn überzeugende Anzeigen und Beweise von Verrätherey sich finden, allerdings, ohne dieses würde ihre Gefangennehmung und Bestrafund eine Verletzung der Gesetze seyn. Darf ich Ew. Hoheit rathen, so würde ich vorschlagen, hier mit der größten Behutsamkeit zu Werke zu gehen.

Prinz. Ihre Papiere müssen zeigen, wie viel wahr ist. Doch muß dieses Weib bestraft werden, sie kostet dem Staate Millionen.

Der Prinz war wegen des Stolzes und Uebermuthes, womit sie der Königin Mutter begegnete, so sehr gegen sie entrüstet. Weil man glaubte, sie habe in der Bank von Venedig große Summen niedergelegt (was aber durchaus ungegründet war); so hatte man dem Prinzen den Rath gegeben, sie genau bewachen zu lassen, damit sie nicht vor des Königs Tode aus Preußen ginge. Ein Adjutant des Königs, Herr von Zastrow, erhielt diesen Auftrag. Sie suchte aber seiner Aufsicht zuvorzukommen, und ließ ihn zu sich rufen.

Gräfin v. Licht. Lieber Major, ich habe Sie holen lassen, um Ihren Rath in einer Sache, die mir sehr am Herzen

liegt, zu hören. Sie zeigten mir immer Anhänglichkeit, und ich glaube einigen Anspruch darauf machen zu können; unser guter König wird, wie Sie wissen, bald enden (ihre Stimme stockt, Thränen treten in ihre Augen); mit ihm endet meine Herrschaft; meine Rolle ist ausgespielt; ich werde den Hof verlassen, und mich auf meine Güter zurückziehen. Glauben Sie nun, daß ich dieses ungehindert werde thun können?

Ich kann mir kein Verbrechen vorwerfen; dadurch, daß mich der König geliebt, mit Wohlthaten überhäuft und aus dem Staube gezogen hat, bin ich noch keine Verrätherin. Ich weiß, daß der Erbprinz und der ganze Hof mich haßt: ich weiß es, aber ich will ihnen nicht im Wege stehen, ich will ihnen meine unangenehme Gegenwart entziehen. Glauben Sie nun, daß ich Gefahr, Kränkungen und Vorwürfe

zu befürchten habe, so sagen Sie mir, wie ich in meiner Lage handeln soll.

Zastrow. Wie können Sie aber fürchten, daß nur die geringste Gefahr Ihnen am Hofe droht. — Nein! Zeigen Sie sich bey der neuen Regierung eben so, als ob gar nichts geschehen sey. — Der Prinz ehrt das Andenken seines Vaters zu sehr, als daß er fähig seyn sollte, gleich nach seiner Thronbesteigung — die Freundin seines verstorbenen Vaters für geschehene Dinge verantwortlich zu machen.

Die Gräfin blieb, kaum war Friedrich Wilhelm 3te auf dem Throne, so ließ er sie gefangen nehmen, in eine Festung setzen und — einige Zeit darauf wieder frey. Der König starb: Das Volk freute sich eben so ungezügelt, als es bey Friedrich des 2ten Tode getrauert hatte. Man erwartete von der neuen Regierung, Gerechtigkeit,

Sparsamkeit, Freyheit, Humanität und viel Energie, und man hatte sich nur in Erwartung der letztern getäuscht.

Menken leitete in der erstern Zeit den jungen König. Der König war noch viel zu jung und unerfahren, um große Verbesserungen vorzunehmen, ja durch seine Herzensgüte selbst — seine Schüchternheit, Unentschlossenheit und das Mistrauen, welches er in seine eignen Kräfte setzte, unfähig die alten Formen zu brechen und neue an ihre Stelle zu setzen. Menken war weit entfernt, von Macchiavells Grundsatz auszugehen: daß der Unterthan immer fürchten, der Regent immer streng seyn müsse. Er hielt die preußischen Gesetze und Verordnungen für hinreichend, den Staat mit Güte und Sanftmuth zu regieren, und würde um nichts in der Welt von dieser Ansicht abgewichen seyn. Der

König, von Natur gut, kam ihm hierin entgegen — dachte bald mit ihm ganz einig — die Königin mischte sich in nichts; und Köckeritz kennen wir aus den obigen Gesprächen.

Menken wollte durch das kraftvolle Handeln des Cabinets alle Zweige der Regierung lenken. — Daher mußten seit seiner Erhebung die Minister jede bedeutende Sache dem Könige zur Genehmigung vorlegen. Doch erstreckte sich sein Einfluß nur auf die innern Staatsgeschäfte; das Militair-Departement erhielt Herr von Zastrow; die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten der Graf von Haugwitz, welcher sein Ordenskreuz verließ,*) und seinen, ihm angebohrnen Character — als bonvivant — wieder an-

---

*) Er war Rosenkreuzer.

nahm, sobald der alte König die Augen geschlossen hatte. —

Im Jahre 1797 hatte man noch die feste Ueberzeugung, die preußische Armee sey die beste von der Welt; man dachte keinen Augenblick daran, daß es nur möglich sey, daß eine andere sie übertreffen könne, und ließ sich es gar nicht einfallen, sie zu verbessern. Dennoch hatte der General von Rüchel, ein Mann, welcher wegen seiner Thätigkeit und Energie allgemein geschätzt wird, und nur für den Ruhm der preußischen Waffen lebt, einen Plan dazu entworfen. Er hatte die Idee, alle bis jetzt cantonfreyen Provinzen und Städte dem Enrollement zu unterwerfen.

Der König wieß ihn an Menken, der nicht seiner Meynung war; und es kam hier unter ihnen zu folgendem Gespräch:

Der General Rüchel. Der König schickt mich zu Ihnen, Herr Cabinetsrath, um mit Ihnen über meinen Plan wegen der cantonfreyen Städte zu sprechen, ich befolge den Befehl sehr ungern, da hier von einem militairischen Gegenstande die Rede ist, wovon Sie kein Wort verstehen, und ich hätte es allerdings viel lieber gesehen, es mit einem hierin erfahrnen Manne abmachen zu können.

Menken (kalt und ruhig). Dafür kann ich nicht, daß Sr. Majestät mir die Untersuchung dieses Plans aufgetragen hat, und bedauere sehr, Herr General, daß ich die Ausführung Ihres Planes beynahe für unmöglich erklären muß.

Rüchel. Ja, ich weiß wohl! Man darf nur einen Gegenstand des Militairs in die Hände solcher Papierkratzer, solcher Civilisten bringen, so kann man mit Ge-

wißheit darauf rechnen, daß er nicht aus-geführt wird.

Menken. Ich will Ihnen, Herr General, wenn Sie es erlauben, meine Gründe sagen.

Rüchel. Die Herren ihrer Art haben immer Gründe im Vorrath.

M. Die Städte Berlin, Breslau, Königsberg rc. haben diese Befreyung durch Privilegien von den Vorfahren Sr. Majestät, unsres jetzigen Königs, rechtmäßig erlangt; wir müssen nach den Landesgesetzen ihre Privilegia aufrecht erhalten — denn der Fürst geht nicht über das Gesetz, und nie werde ich Gesetze durch Machtsprüche entkräften helfen.

Rüchel. Hohle der Teufel Ihr Landrecht. Ich scheere mich viel um Ihre alten verjährten Statuten. — Mein Plan beruht auf der gesunden Vernunft. Ich sehe

nicht ein, warum die übrigen Unterthanen Leben und Gesundheit für Hallunken und Schurken, vorzüglich wie die in der Hauptstadt sind, für Taugenichtse, die nur das Pflaster treten, aufopfern sollten. Leben Sie wohl, mein Herr!

Rüchel lief zu dem König, um da seinen Vorschlag durchzusetzen; der König antwortete ihm nicht, in der nächsten Cabinetssitzung wurde aber sein Plan verworfen. Er machte dem Könige deshalb Vorwürfe, der ihm aber nicht antwortete, und kurz darauf zu Köckeritz sagte: Der General von Rüchel ist aber doch ein sehr vorlauter Mensch, — von dieser Zeit an, verlohr er des Königs Zutrauen.

Menken wurde krank, (er starb bald darauf an einer Hals-Schwindsucht) und schlug den Cammer-Gerichts-Rath Hr. Beyme zu seinem Nachfolger vor — er ließ eine Menge

Cabinetsordres bekannt machen, wodurch der Presse und öffentlichen Meynung die Freyheit wieder so uneingeschränkt wie unter Friedrich dem Großen zugestanden wurde, und nahm dann seinen Abschied.

Beyme war das, was man einen eingefleischten Rechtsgelehrten zu nennen pflegt. Um ihn zu characterisiren, will ich wörtlich einen Bericht hier einrücken, den er bey einer Cabinetssitzung dem Könige, Köckeritz und Zastrow vorlas.

Beyme. (vortragend). Eine Gemeinde des Departements von Glogau, in Schlesien, klagt über die ungeheuern Bedrückungen, welche sie von Seiten ihres Gerichtsherrn, der seine richterliche Gewalt nur dazu benutze, bisher unerhörte Dienstleistungen zu erpressen, zu erdulden habe. Das nähere ist hier beygefügt, doch ohne rechtlichen Beweis, man hat sich auch nicht

die Mühe genommen, der Bittschrift eine Bescheinigung der rechten Behörde beyzufügen. Ew. Majestät werden daher diese Sache an die Regierung von Glogau, als die rechte Behörde zurückschicken müssen.

König. Es kommen aber von Zeit zu Zeit ähnliche Beschwerden; es muß doch einigen Grund haben, daß meine Unterthanen unterdrückt werden.

Köckeritz. Ich kenne Schlesiens Verfassung ein wenig, der Frohndienst herscht da noch in seiner ganzen Härte.

Beyme. So lange zwischen den Partheyen, nicht über ihre gegenseitigen Rechte und Obliegenheiten eine Convention getroffen und ein Contract abgeschlossen ist, so lange kann von Staatswegen hier nichts geschehen. Wenn aber Ew. Maj. befehlen, so können der Staatsminister Graf von Hoym, und der Justizminister Herr

von Reck beauftragt werden, ihr Gutachten einzureichen, wie die Unterthanen mit ihren Grundherrn auf gesetzliche Art sich vergleichen können.

Der Vorschlag ward genehmigt, und hatte die Anordnungen der Commission zur Auseinandersetzung und Befestigung der Feudal-Rechte zur Folge.

Von jetzt an, gab das Cabinet nur solche Ordres und Bescheide, welche die alten Formen beybehielten, und jede neue Einrichtung in der Geburt erstickten. Man vergaß den eben so wahren als nützlichen Grundsatz: daß die Gesetze, wenn sie Nutzen schaffen sollen, mit dem Geiste des Zeitalters fortschreiten müssen, jetzt ganz.

Der König war seit seiner Thronbestigung ganz eigner Herr. Er hatte in seinem Hauswesen eben so wohl, als im Staate jedem seinen Wirkungskreis ange-

wiesen, und wehe dem, der sich in etwas anders, was außer jenem lag, mengen wollte. Sein Kammerdiener Wolter hatte für ihn, von seiner Kindheit an, die größte Sorgfalt bewiesen; — und dennoch gab er jetzt, als König, nie zu, daß sich Wolter irgend einem andern als seinem ihm gehörenden Geschäfte unterziehen durfte. Viele suchten sich Hrn. Wolters Gunst zu verschaffen, da sie in diesem Günstling einen zweyten Riez sahen; sie hatten sich getäuscht.

Wolter machte einmal einen solchen Versuch, der mißglückte. Er benutzte die Zeit, in welcher er den König ankleidete, um eine Bitte an ihn zu thun.

Wolter. Der alte Koch, welcher Ew. Majestät 15 Jahr, noch als Sie Prinz waren, gedient hat, bat mich, Ew. Maj. diese Bittschrift zu überreichen. Es

ist ein rechtschaffener Mann, und jetzt alt und krank, er bittet um einen kleinen Gnadengehalt, da er jetzt nicht weiß, wovon er leben soll. Wollten Ew. Maj. wohl so gnädig seyn, sie ihm zu bewilligen?

König. (ernst). Ich sehe es nicht gern, Wolter, daß du dich in Dinge mischest, die nicht in dein Fach gehören. Der Koch darf nur zu mir kommen. Das wäre schön, wenn ich dich in meine Kasse sehen ließ. Es muß da angebracht werden, wo man darauf Rücksicht nehmen darf. Laß künftig solche Fürbitten seyn, so darf ich dir nichts abschlagen. Versteh' mich wohl!

Die Bittschrift wurde an den Cabinetsrath geschickt, er machte den Bericht — und die Pension ward bewilligt. Der König sagte bey dieser Gelegenheit zu Köckeritz:

Der Koch, welcher um die Pension bittet, hat mich oft in meiner Jugend fasten lassen, denn das Kochen verstand er wohl am wenigsten: die Reihe, das Vergeltungsrecht zu spielen, wäre jetzt an mir, ich will mich aber nicht rächen, — er mag sich satt essen können. (Die königlichen Prinzen wurden nehmlich in ihrer Jugend schlecht unterhalten).

Der König liebte so wenig, wie die Königin, Ceremoniel und Hofetikette: jede glänzende Zurüstung war ihnen zuwider.

Hingegen lebte die Oberhofmeisterin der Königin, Frau von Voß, nur hierin. Sie hing an den kleinlichsten Formalitäten, und schmollte den ganzen Tag, daß die Gesetze der Convenienz und des königlichen Anstandes verletzt würden; — der König und seine Gemahlin liebten die alte gute Da-

me herzlich, erlaubten sich aber bisweilen auf ihre Kosten einen Spaß.

Kurz nach des Königs Thronbesteigung, ließ der König sie einmal fragen: ob es ihm wohl erlaubt sey, die Königin zu besuchen; die Frau Oberhofmeisterin erwiederte: sie wolle ihn augenblicklich bey der Königin melden, und ihm dann Antwort sagen lassen. Frau von Voß warf sich zur Besorgung dieses wichtigen Auftrags in großen Staat, aber wie erstaunte sie, als sie, die Thür der Königin öffnend — Friedrich Wilhelm, seine Louise umarmend, auf dem Sopha sitzen sah.

Der König sollte seinem Groß-Onkel, dem Prinzen Heinrich, eine Staats-Visite machen: er ließ Frau von Voß fragen, welche Ceremonien hierbey zu beobachten wären. Frau von Voß erklärte: die schönste Staats-Karosse müsse mit 8 Pferden

bespannt werden, die Laquaien aber müßten Galakleider tragen. Der König ließ den Staatswagen anspannen, und an der Treppe halten, in einiger Entfernung stand aber noch ein Kabriolet mit zwey Pferden.

Man bat Frau von Voß, in den Staatswagen zuerst einzusteigen, die Thüre wurde zugemacht und der Wagen fuhr fort. Nun stieg der König mit seiner Gemahlin in das Cabriolet und lenkte die Pferde selbst.

Friedrich Wilhelm der 3te lebte, mit einem Worte, mit seiner Louise und seinen Kindern, als wahrer Hausvater, — Beweis dafür ist die Unterredung, die man einst hörte:

Königin. Sage mir nur, warum der Obrist von Köckeritz gleich nach der Tafel so schnell in sein Zimmer eilt, warum er niemals wartet, bis der Koffee gegeben

wird. Es ist immer, als ob er wie auf Kohlen stünde.

König. Ich will Dir den Grund seiner Ungeduld erklären.

Unser Freund Köckeritz ist, seitdem er dient, gewohnt, gleich nach Tische in sein Zimmer zu gehen, und da, mit Bequemlichkeit, eine Pfeife Taback bey dem Koffee zu rauchen.

Königin. Darf ich wohl einen Scherz mit K. machen?

König. Sehr gern.

Sobald die Mittagstafel aufgehoben war, sagte die Königin zu Köckeritz, er solle einen Augenblick warten, sie habe ihm etwas zu sagen und würde sogleich wiederkommen. — Sie ging, und kam bald nachher mit einem Bedienten zurück, welcher eine gestopfte Pfeife brachte. Sie

reichte diese und einen Fidibus dem Obristen mit den Worten:

Mein Mann wünschte mit mir, daß Sie bey uns Koffee trinken möchten, da ich nun weiß, daß Sie gern dabey Taback rauchen, so wollte ich selbst Ihnen diesen bringen.

Unter den jungen Leuten, welche den König umgaben, waren viele, die sehr wünschten, daß er sich einem unregelmäßigen Triebe zur Wollust überlassen möchte.

Der König sah einmal ein Bürgermädchen aus Charlottenburg, und sagte im Vorübergehen unwillkührlich: ein allerliebst Gesicht!

Dieses hingeworfene Wort ließ die Herren augenblicklich darauf denken, dieses Mädchen dem Könige näher zu bringen.

Man benutzte einen Tag, an welchem der König mit mehrern aus seinem Gefolge gespeist, und weil er mehr Wein, als er sonst zu trinken pflegte, zu sich genommen hatte, sehr aufgeheitert war. Man stellte jenes Mädchen an das Ende einer Gallerie, bey welcher der König, wenn er in sein Zimmer ging, vorüber mußte.

Er sieht sie, greift sie im Vorübergehen in die Backen, und fragt: was sie hier im Schlosse mache? Das Mädchen, linkisch und verschämt, schreyt in dem Augenblick, wo der König sie berührt, laut auf; unwillig ruft dieser: bist du besessen? Mach' schnell, daß du fort kommst, kleine Närrin!

So herablassend, gerecht und menschlich Friedrich Wilhelm auch war, so hielt er doch viel auf die königliche Würde, und das Ansehen seines Hauses.

Er hatte für seine Schwägerin, die Prinzessin Louise, viel Liebe und Achtung: und war außer sich, als er ihren Umgang mit dem Prinzen von Solms erfuhr. Er zürnte mit allen, auf die er stieß, und sprach selbst mit seiner Gemahlin nicht.

Die Königin redete ihn endlich, ganz in Thränen, an — Habe ich Dich denn beleidigt, lieber Mann, daß Du so unfreundlich gegen mich bist?

König. Deiner Schwester Aufführung nagt mir am Herzen. Sie beschimpft meine eigene, und meines Hauses Ehre. Ihr Fehler läßt sich nicht wieder gut machen.

Königin. Ach Gott! Ich fühle es nur zu sehr. Bleibt sie denn aber nicht demohngeachtet meine Schwester? Kann und soll ich sie denn nicht mehr lieben, weil sie ein einzigesmal gegen die Gesetze

der Ehre gefehlt hat? Vergieb ihr, guter Mann, und laß sie den Prinzen, da sie ihn liebt, heyrathen.

König. Meinetwegen mag sie heyrathen, wen sie will; nur ich mag sie nie wiedersehen.

Die Heyrath wurde in der tiefsten Stille vollzogen. Der König hielt Wort. Nur mehrere Jahre nachher konnten die dringenden Bitten, das liebende Herz der Königin, ihn im Alexanderbad bewegen, einen Besuch von seiner Schwägerin anzunehmen.

Der König schätzte die beyden Minister des Innern, die Grafen Schulenburg und Hoym, ungemein, ob man schon den letztern bey ihm anzuschwärzen gesucht hatte — Hoym kam nach Berlin; Köckeritz

mußte ihm heimlich rathen, bey dem Kö-nige um die Abnahme des Departements von Südpreußen zu bitten. Es gelang.

Der Graf v. Hoym. Ich komme, Ew. M. Befehle in Hinsicht des mir anvertrauten Departements zu vernehmen. Ich weiß, Ew. M. können nicht alles billigen, was unter der Regierung des seligen Königs, Ihres Vaters, in Südpreußen vorging. Die schönsten Güter sind als Belohnungen ausgetheilt worden. Die Actenstücke in den Archiven beweisen, daß ich stets die Einziehung der Kirchengüter widerrieth. Dreymal machte ich gegen diese gewaltsamen Maasregeln Vorstellungen — ich wurde nicht gehört; ich mußte der Macht weichen. Jetzt forderte man von mir einen Plan über die Schenkungen,

die schon angeordnet waren, — ich mochte sie vereiteln wollen, jede Anstrengung war vergeblich. Ich könnte mehrere Beyspiele anführen, die mich rechtfertigen, aber ich weiß, daß Ew. Maj. diese Angelegenheiten wollen ruhen lassen: und ich schweige.

König. Ja, was hülfe es jetzt davon zu sprechen? Es ist geschehen. Ich kann hier nichts thun, wenn ich nicht meinen Vater beschimpfen will. Wie geht es aber in Schlesien? Man spricht viel von Unruhen, Aufstand der Bauern, und Concursen adlicher Güter. Das alles ist mir, wie Sie glauben können, nicht lieb.

Der Graf. Ich wünsche, und — bitte Ew. M., daß Sie mir das Departement Südpreußen abnehmen, damit ich meine ganze Aufmerksamkeit auf Schlesien richten kann. Es muß durchaus dem

Pfand-Creditwesen Einhalt gethan werden: ich werde deshalb meine unterthänigsten Vorstellungen einreichen.

König. Herzlich gern will ich Ihnen eine lästige Bürde abnehmen. Sie haben dem Staate so lange gedient, daß Sie einige Ruhe verlangen können. Wem könnte ich aber, nach Ihrer Meynung, dieses Departement anvertrauen?

Der Graf. Der Minister Voß hat es schon mehreremale gehabt. Einen Theil der Provinzial-Angelegenheiten bearbeitet der schlesische Landjägermeister Hr. von Wedel, ein geschickter, rechtschaffener Mann.

Der König genehmigte von Hoyms Entlassung, und fragte Schulenburg, wen er zum Südpreußischen Minister machen solle. Schulenburg empfahl den Herrn von Voß, der die Stelle auch erhielt.

Der König liebte keine plötzlichen Veränderungen in der Regierung, und hatte volles Vertrauen zu seinen Ministern; er achtete nicht auf Denunciationen, und wenn er von dem gesetzwidrigen Betragen eines öffentlichen Beamten halb überzeugt war; so suchte sein gutes Herz immer die überzeugendsten Beweise zu mildern.

Man hatte ihn öfters auf die auffallende Vertraulichkeit, zwischen dem Minister Schulenburg und dem Juden Liebmann Meyer, aufmerksam gemacht. Man hatte ihm gesagt, daß dieser Jude bey der Classen-Lotterie ungeheuer gewänne. Er hatte nie darauf geantwortet.

Endlich wünschte die Königin die Herrschaft Pyrmont zu kaufen, und wendete sich an den König.

Königin. Lieber Mann, kaufe mir doch das göttliche Pyrmont. Ich will da

alle Sommer den Brunnen trinken, und dadurch meine schwankende Gesundheit verbessern.

König. Hast Du Geld?

Königin. Ach ja. Wenn auch nicht baar, so weiß ich doch wenigstens den Fond, woher ich die Kaufsumme nehmen kann.

(Die Königin zieht eine Berechnung heraus, worin der jährliche Ueberschuß, den die Classen-Lotterie geben würde, wenn sie der König administriren ließe, genau angegeben war — und giebt sie dem König.)

König (liest sie durch, und giebt sie der Königin zurück.) Ich wäre ein rechter Thor, wenn ich in dieses Wespennest stechen wollte.

In der Politik hatte der König ein System angenommen, dem er mit unerschütterlicher Festigkeit anhing; es war ihm von Kindheit an eingeprägt worden, stimmte mit seinen Gesinnungen und den

Wünschen seines Herzens überein, — aber es bereitete seinen Fall. Dieses System hieß — Neutralität.

Im Jahre 1792 tadelten alle gute Köpfe Deutschlands den Krieg von Oestreich und Preußen gegen Frankreich. In der berüchtigten zu Pillnitz geschlossenen Allianz, sah man ein widernatürliches, weder den Staatsmaximen noch der natürlichen Lage dieser Staaten entsprechendes Bündniß. Die damals in Berlin ziemlich starke Oppositionsparthey, hatte den Grafen von Herzberg an der Spitze. Man segnete diejenigen, welche 1795 den Frieden mit Frankreich schlossen. Indem man aber mit Recht, eine Kriegserklärung gegen Frankreich, oder vielmehr das Benehmen der Alliirten, welches jene Erklärung von Seiten der damaligen Machthaber Frankreichs herbeyführte, verwarf; indem

man vorhersah, daß dieser Krieg nur die riesenmäßigen Kräfte Frankreichs wecken, und auf einen einzigen Punct, nach außen, hinleiten würde, übersah man die großen Nachtheile für Preußen durch den Basler Frieden (1795), da es seine westlichen Provinzen, durch die Abtretung von Holland, bloß stellte.

Kurz darauf erhielt Friedrich Wilhelm III. den Thron; er hatte sich während dieser Zeit gebildet, und sein Verstand hatte sich entwickelt. Die Oppositionspartheÿ, welche sich immer an den Thronerben schließt, bemühte sich, ihn für diese Idee einzunehmen, oder ihn zu bewegen, daß er sich gar nicht in Frankreichs Angelegenheiten mischen solle. Menken und andere sprachen ohngefähr so zu dem König:

„Frankreich kann, so lange es sich unaufhörlich an Oestreich reibt, nie Feind

von Preußen seyn; Preußen wird so lange immer ein natürlicher Alliirter von ihm bleiben. Die Regierung mag in die Hände der Royalisten, Jacobiner oder Girondisten fallen, so wird dieser Grundsatz den Regierenden, sie mögen zu einer Parthey gehören, zu welcher sie wollen, doch immer einleuchtend seyn."

„Während die Kräfte aller andern Staaten von Europa an Frankreichs, zum Theil unüberwindlichen, Festungen, an der ungeheuern Macht der durch Frankreich vereinten Völker scheitern: verbreitet der Friede über Preußens Provinzen Segen, alle Reichthümer fließen in diesen Staat, wo die Fackel des Krieges nicht lodert, aller Handel der Kriege führenden Nationen wird sich hierher wenden, alle fremde Schiffe werden die Preußische Flagge aufstecken!"

„Wenn Friedrich Wilhelm der zweyte ungeheure Summen verschwendete, den Schatz verschleuderte, sein Land mit Schulden belastete, welche die Einkünfte eines ganzen Jahres hinnehmen; so werden Preußens Neutralität, die Früchte des Friedens und der Ruhe, die es genießt, bald das fehlende ersetzen, und den leeren Schatz füllen."

„Sollten aber Französische Revolutionaire so frech und unsinnig seyn, Preußens Ruhe, Glück und Unabhängigkeit stören zu wollen — so mögen sie kommen, ihre Ohnmacht soll sich an dem Nordischen Felsen, an der ersten Armee Europens, welche bewährte Generale führen, bald zerstoßen. Sie mögen kommen und uns bekriegen — die tapfern Preußen werden, von heiliger Vaterlandsliebe beseelt, für

ihre Verfassung und ihre Familien zu streiten und zu sterben wissen."

So declamirten damals die Erzieher des Prinzen — und dasselbe wiederholten ihm, als Könige, seine ersten Räthe. War es anders möglich, als daß sich diese Ideen tief in dem Geiste und Herzen des jungen Königs, den der Ruhm seiner Vorfahren erfüllte, einprägten?

Beyme, Menkens Nachfolger, war zu wenig ehrgeitzig als daß er sich hätte an politische Angelegenheiten wagen sollen. Er überließ diese dem Cabinets-Secretair Lombard, einem jungen etwas versprechenden Manne, der sich des Obristen Köckeritz zu versichern wußte, und eine große Vorliebe für alle Franzosen zeigte.

Im Jahre 1799 trieben die vereinigten Russen und Oestreicher unter Suwarow die Franzosen aus einer Stellung nach der andern, und schlugen sie mehreremale total. In diesem Zeitraume hatten Engländer und Russen Holland genommen, und eine dritte östreichische Armee stand an der Schweiz. Frankreichs Schutzgeist, der große Napoleon, hatte sich vor dem giftigen Hauche der räuberischen Directoren über das Meer zurückgezogen, und pflanzte seine Siegesfahnen bis zu den Cataracten des Nils. War jemals ein Zeitpunkt, wo Preußen Holland erobern, und dieses Land so wie Westphalen mit seinen andern Besitzungen vereinen, oder wenigstens das Recht, Truppen darin zu halten, erlangen konnte, so war es hier. Der Russische Gesandte drang in Friedrich Wilhelm, 45000 Mann zu stellen und in Hol-

land einzufallen, England versprach Subsidien, mehrere Minister, unter andern Hardenberg, behaupteten: es sey jetzt Nothwendigkeit und schickliche Zeit, Krieg zu führen.

Der König war endlich durch alles, was nur die Ueberredungskunst verführerisches aufbieten kann, dahin gebracht, und entschloß sich — Truppen marschieren zu lassen. Alle nöthige Befehle waren in den Cammern ausgefertigt, die Couriere sollten die nächste Nacht abgehen, da tritt einer, den ich nachher bezeichnen will, zu Köckeritz und sagt:

N. N. „Endlich haben die Feinde des Vaterlands über den Widerstand des Königs gesiegt, und ihn zum Kriege gegen Frankreich bewegen können. Alle gute Köpfe der Nation und die Stimme des Volks sind gegen diesen Krieg, worin man

den Sturz des Staates vorhersieht. Unser Vaterland hat sich kaum von dem Verlust, den es durch den Rhein Feldzug erlitt, wieder erholt, kaum sind die leeren Kassen wieder gefüllt, so will man schon diesen Mangel und diese Erschöpfung zurückführen."

„Wird auch Frankreich unterjocht, was kann Preußen dabey gewinnen? das Haus Oestreich nimmt Italien, Elsaß, Lothringen; Rußland unterjocht Griechenland; England nimmt die französischen und holländischen Colonien. Was wird Preußen bleiben? das erschöpfte Holland, ein Sumpf dem Ocean abgewonnen, der es unaufhörlich wieder zu verschlingen droht — ohne Handel, ohne Schiffahrt, ohne Industrie. Und wird nicht am Ende der König es Ehrenhalber seinem Schwager,

dem Prinzen von Oranien, zurückgeben müssen?"

„Preußen ist vernichtet, sage ich, sobald Frankreich nicht mehr unter den Continental Mächten ist. Aber die Alliirten machen sich vergebens Hoffnung, Frankreich zu stürzen. Frankreich ist übervölkert, Handel und Kunstfleiß liegen darnieder; das Directorium will grade den Ueberfluß von Menschen, die es nicht beschäftigen, nicht ernähren kann, außerhalb der Grenzen absetzen. Mögen die Feinde, so viel als sie wollen, umbringen und erwürgen; der Verlust ist bald durch die Unglücklichen ersetzt, die in ihrem Vaterlande keinen Unterhalt finden."

„Ich beschwöre Sie, Herr Obrister, suchen Sie diesem Kriege gegen Frankreich vorzubeugen. Ach! wenn Sie Ihr Vaterland lieben, wenn Ihnen Ihr König

theuer ist, wenden Sie Ihr Ansehen, Ihre Gewalt, die Sie über ihn haben, an, daß er die ausgefertigten Befehle zum Marsch der Armee zurücknehme."

Köckeritz. Sie haben Recht. Seyn Sie überzeugt, daß der ganze Krieg wider meine Meynung ist, daß ich jeden Versuch, Frankreich zu unterjochen, verwerfe und hasse; denn ich weiß, daß es ein unausführbares Project ist — ich habe den Feldzug am Rhein mitgemacht, und gesehen, mit welcher Wuth die Franzosen für ihre Freyheit und für die Ehre ihrer Nation streiten. Ich trete Ihren Gründen bey, und will noch diesen Abend alles aufbieten, mein ganzes Ansehen bey dem Könige geltend machen, um den Marsch der Truppen zu verhindern.

Köckeritz hielt Wort. Die Couriere wurden abbestellt; man übergab dem rus-

sischen Hofe eine Note, welche die Nothwendigkeit beweisen sollte, daß Preußen die Neutralität behauptete, und Paul war entsetzlich gegen Friedrich Wilhelm aufgebracht.

Napoleon, jetzt Kaiser der Franzosen, hatte unter dem Titel des ersten Consuls die Regierung übernommen. Da er der östreichischen Herrschaft in Italien ein Ende gemacht hatte; so schien er ernstlich darauf zu denken, Europa den Frieden zu geben: als ihm, da er nach Brüxelles reiste, der König den Cabinetsrath Lombard sendete, — wahrscheinlich um die Gesinnungen des ersten Consuls zu erfahren und den neuen französischen Hof zu beobachten. Es ist unbekannt, wer dem Könige ein, zu diesem Auftrag so untaugliches, Wesen wie

diesen Menschen, vorschlagen konnte. Lombard war von geringer Herkunft und sehr mittelmäßigen Geistesfähigkeiten, er hatte die französische Sprache in seiner Gewalt, und schrieb einen ziemlich correcten Briefstyl; dieß war sein ganzes Verdienst, welches er mehr seiner Geburt als seiner Erziehung zu verdanken hatte, und welches, wie man sieht, hinreichend schien, einen Geist wie Napoleon zu ergründen. —

Da sich Lombard nur in französischer Sprache und Gesellschaft stark fühlte, so war es natürlich, daß auch sein politisches System dem Intresse Frankreichs entsprach. Er war es, der dem Könige jede feindliche Maasregel gegen diese Macht mit aller Gewalt widerrieth. In Berlin versprach man sich viel von der neuen Revolution in Paris, wodurch Buonaparte an die Spitze der Regierung kam, und

hoffte, daß dieser um so mehr suchen würde, Preußen zu heben, da er ihm viel verdankte.

(Man sagt, daß das Schiff, worauf Buonaparte aus Egypten zurückkam, die Preußische Flagge führte, und mit Preußischen Pässen versehen war.)

Hatte der König so geschlossen, so hing das sehr gut mit seiner Denkungsart zusammen; wenn aber auch das Cabinet diese Meynung mit ihm theilte, so zeigte es eben so wenig Kenntniß als Scharfblick. Wird wohl jemals Dankbarkeit, einen so klugen Monarchen, den Vortheil des Staates, einer persönlichen Neigung aufopfern lassen? In der Politik ist man nur so lange erkenntlich, als man öffentliches Interesse dabey findet; selbst die Dauer der Verträge knüpft sich ja an diese Bedingung.

M. Lombard kam von seiner wichtigen Sendung zurück, und in ganz Berlin erscholl die günstige Aufnahme, die er bey dem Oberhaupte der französischen Nation gefunden hatte.

Man hatte nicht darauf geachtet, daß dieser Lombard, ein Mensch ohne alles Ansehen, ein junger schwindsüchtiger Greis war, der schon an der Rückmarksauszehrung litt, weil er sich, von seiner Kindheit an, den schändlichsten Wollüsten ergeben hatte. — Man hatte vergessen, daß dieser Wüstling der Sohn eines Perückenmachers war: das preußische Cabinet wußte oder sah nicht, daß der neue französische Hof, schon zu dieser Zeit, die Gebräuche und Etikette des alten königlichen Hofs wieder einzuführen bemüht war, weil er wohl wußte, daß dieser Glanz einem jeden Monarchen, und vorzüglich

dem französischen Throne unentbehrlich sey.

Bonaparte war damals noch in der Mitte der Laufbahn, die ihn zu seinem großen Ziele führen sollte. Preußens Macht mit der, seiner andern Feinde vereint, konnte ihm den Besitz von Holland, den stärksten Damm von Deutschlands Unabhängigkeit, entreißen. Es war natürlich, daß er M. Lombard mit Aufmerksamkeit behandelte, und wenn dieser mehr Scharfblick besaß, so konnte er diese Behandlung leicht den politischen Verhältnissen, keineswegs aber seinem persönlichen Verdienste, zuschreiben.

Ohne jemals Napoleons Urtheil über eine solche Gesandtschaft gehört zu haben, glaube ich, wenn ich die politischen Ereignisse dieser Zeit, mit den Gedanken, Ideen und Entwürfen dieses großen Mannes zusam-

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

menstelle, in seiner Seele lesen, und annehmen zu können, daß er so bey sich dachte:

„Ist es möglich, daß das preußische Cabinet so dumm seyn kann, einen solchen Gesandten an mich zu schicken? Sollte ich nicht fast glauben, daß man durch die Wahl dieses Menschen mich und meine Laufbahn lächerlich machen wolle? Weiß man denn nicht, wie bedeutend das Oberhaupt der französischen Nation ist, es mag vorher gewesen seyn, was es wolle? Fühlt man denn nicht, daß ich dem französischen Throne seinen alten Glanz wiedergeben will, nicht aus Eitelkeit, sondern weil ich glaube, daß grade dieser Sturz nothwendig war, um seine Größe zu erhalten?"

„Ist es möglich, daß ein Hof, an dem sich der hohe Adel des ganzen Königreichs befindet, mir einen Menschen senden kann, der im Staube und unter

dem niedrigsten Auswurf aufgewachsen ist, im Hause eines Prinzen den Hanswurst gespielt hat, und nicht einmal seine niedrige Abkunft durch ausgezeichnete Talente verbirgt?"

„Man sollte glauben, seit Friedrichs und Herzbergs Tode wäre alle gesunde Politik von dem preußischen Hofe verschwunden."

Lombard brachte seinem Monarchen die vortheilhafteste Idee von Napoleons Gesinnungen bey; er betheuerte und versicherte mit Bestimmtheit, daß Preußen von Frankreich, so lange es neutral bliebe, durchaus nichts zu fürchten habe, — Lombard wurde von dem Könige, welcher von Natur Widerwillen gegen den Krieg hatte, mit Geschenken und Ehrenbezeugungen überhäuft.

Von jetzt an, überließ sich Friedrich Wilhelm ganz der Hoffnung, ohne Erschütterung und ohne Stürme für das Glück seiner Unterthanen sorgen zu können. Er glaubte, seine Staaten würden unverbesserlich gut regiert: er sorgte und strebte nur den, unter der vorigen Regierung geleerten, Schatz wieder zu füllen, und die Schulden, welche sein Vater gemacht hatte, zu bezahlen.

Sein Ministerium dachte und sann nur darauf, den preußischen Staat durch den Besitz kleiner Staaten und Provinzen zu arrondiren, hier einen Haufen Günstlinge anzustellen, und die eignen Einkünfte durch Belohnungen und Schenkungen, die man sich auf die gröbste Art zu verschaffen wußte, zu vergrößern.

Der König brachte den Sommer auf seinen Lustschlössern, den Winter in der

Hauptstadt, wo er in dem Schoose seiner Familie glücklicher war, als in dem Glanze und Gewühle des Hofes, in der tiefsten Ruhe zu. Ganz Europa stand in Flammen, der Krieg wüthete in den, an Preußen grenzenden Landen; und man war, ohne sich zu rüsten und eine drohende Stellung zu nehmen, ruhiger Zuschauer davon, da man sich einzig auf seine Rechtlichkeit und die Gerechtigkeit seiner Absichten verließ.

Der König war für die Tactik und die Manövres von Saldern eingenommen, und sah, von der Vortreflichkeit derselben überzeugt, hierin seinen Schutz und das Palladium seines Reiches.

Das Exercitium, welches unaufhörlich auf den Paradeplätzen wiederholt wurde, sah man folglich auch im Großen auf den

Höhen von Templo und auf dem Rumenberg, herrlich ausführen.

Außer der Vorliebe für Saldern's Theorie, hatte er noch einen leidenschaftlichen Hang zu dem, was der Soldat einen schönen Mann nennt: man kann behaupten, seine Garden, sein Regiment, seine reutenden Garden waren Puppen, mit welchen er spielte. Da die letztern, den Sommer über, den Dienst in Charlottenburg versehen, so war es ein Fest für ihn, hinter einem Bosket des großen Gartens die Parade zu sehen. Wenn vorzüglich schöne, junge Leute an der Gartenthür die Post hatten, so pflegte er ihnen ein Geschenk von einigen Speciesthalern in die Patrontasche fallen zu lassen. Niemals zeigte er diese Freygebigkeit, wenn alte Soldaten die Wache versahen. — Der biedere Köckeritz, der jede Partheylichkeit

haßte, beklagte sich darüber bey der Königin, die eben so dachte. Einmal ging der König, nach der Tafel, mit der Königin und Köckeritz in dem Garten von Charlottenburg spatzieren, ein alter braver Soldat hatte die Wache.

Der König ging vorüber, ohne ihn eines Blickes zu würdigen, die Königin machte aber Köckeritz aufmerksam, welcher ihn sogleich anredete.

K. Wie lange hat er gedient, alter Kammerad?

Soldat. Es sind bald dreyßig Jahre.

K. Eine schöne Zeit! er muß nun also wohl bald auf seinen Abschied denken?

Soldat. Ja, Herr General. Es wird bald Zeit dazu. Das Alter verträgt sich nicht gut mit dem Dienste: unsre Montur, so probemäßig sie auch ist, ist doch für die abgelebten Glieder eines alten Sol-

daten zu weit; nichts steht ihm mehr: niemand würdigt ihn eines Blickes, und unter soviel jungen Leuten, die alle Blicke auf sich ziehen, fürchtet er sich vor sich selbst. Daß er vierzig Jahre seine Pflicht erfüllt hat, kommt wenig in Betrachtung.

Der König, welcher dieses Gespräch gehört hatte, entfernte sich schnell, kam aber einen Augenblick nachher allein zurück, und legte, indem er der Schildwache winkte, zwey Louisd'or in das Schilderhaus.

Kann wohl auch der größte Menschenfeind sich ohne Achtung, ja, ohne Liebe und Ehrfurcht einem Könige nahen, dessen schuldloses, edles Herz nur guten Eindrücken offen steht? Aber eben weil er so edel dachte, konnte er sich nicht überzeugen, daß andere einer Niedrigkeit und Falschheit fähig seyen; weil die Personen, die zunächst um ihn waren, seine Gemahlin und

Köckeritz, einen eben so tugendhaften, gütigen Charakter besaßen, wurde nie ein König fürchterlicher gemißbraucht, als Friedrich Wilhelm III.

Ich könnte davon zahllose Beyspiele anführen, wenn ich nicht gegen jede persönliche Anzüglichkeit entschiedene Abneigung hätte.

Fast zu derselben Zeit wurde der Friede von Amiens gebrochen, und die Franzosen besetzten Hannover.

Man überlegte in Berlin lange hin und her, ob man sich diesem Einmarsche widersetzen solle oder nicht; endlich aber entschied man für die Neutralität, da der König von Groß-Brittanien und das blinde Ministerium in Hannover jede Vermittelung von Seiten Preußens vermieden.

Von jetzt an, war von einer mittelbaren, oder unmittelbaren Verwendung, gar

nicht mehr die Rede. Vergebens würde man den König dahin zu bringen gesucht haben, daß er bey Napoleon Gegenvorstellungen und Einwendungen machen solle. Lombard hatte ihn vollkommen sicher gemacht, und die Ehrlichkeit des Königs verboth ihm, sich in fremde Händel zu mischen, ohne dazu aufgefordert zu seyn. Von diesem Augenblicke an, war es um Preußens mächtigen Einfluß auf Norddeutschland geschehen.

Die letzte Handlung dieses Cabinets, welche einigen Einfluß auf die äußern Verhältnisse von Europa bezeichnete, war die Note, welche der Minister Hardenberg der französischen Regierung übergab, um die Befreyung des englischen Minister Neubold, welcher in Hamburg gefangen gehalten wurde, zu verlangen, und dieser wurde auch wirklich bald nachher in Frey-

heit gesetzt; man maß seine Entlassung Preußens Verwendung bey, es läßt sich aber sehr bezweifeln, ob dieses den geringsten Theil daran gehabt hat.

Die Obergewalt, deren einzelne Faden Friedrichs feste Hand vereint und verbunden festgehaiten hatte, war in mehrere Theile aufgelöst, und der Verwaltung mehrerer anvertraut, deren Meynungen sich oft grade zu widersprachen.

Die königliche Gewalt zerfiel in drey große Theile, — in den der Militärgewalt, der Civilgewalt und der Staatspolitik. Der erste theilte sich wieder in eine unendliche Menge Unterabtheilungen. Von der Gunst der Adjutanten hingen sowohl alle militärischen Beförderungen, als die Bestätigung und Annahme der Verhandlungen des Ober-Kriegsraths in allem, was die Verwaltung der Militär-Oeconomie

betrifft, ab: sogar militärische Begnadigungen und Bestrafungen, so wie die Bestätigung des Verhafts der Verbrecher — war ihnen alles überlassen.

Ohne die Genehmigung und Einstimmung der vorzüglichsten Generale, des Herzogs von Braunschweig, Möllendorfs, des Fürsten von Hohenlohe und Rüchels bey der Infanterie, und Kalkreuths und Dolfs bey der Cavallerie, durften keine großen Veränderungen in den Manövres, dem Exerciren und der Kleidung der Truppen eingeführt werden.

Rüchel, der Vertraute des Königs, beschäftigte sich ganz besonders mit der militärischen Erziehung; er gab dem Cadettencorps eine neue Form, und stiftete eine gelehrte militärische Gesellschaft. Es hing nur von ihm ab, dem preußischen Militair einen andern Geist einzuflößen, wenn er

hierzu die nöthige Einsicht gehabt hätte; so fehlte es ihm aber durchaus an Geist; und wie sehr er sich auch für ein Original hielt, so beschränkte sich doch alle seine Originalität dahin, dem König in allem, was er anordnete, so weit zu widerstreben, daß er sogar das Gegentheil der Befehle, die er erhalten hatte, ausführen ließ. Rüchel war stolz, hochmüthig, voller Prahlerey und gegen alle andere gesellschaftliche Classen von Vorurtheilen eingenommen

Mit Erbarmen mußte man sehen, wie man hier sich marterte, um nur den Zöglingen der Militairschule eine zahllose Menge von Wissenschaften einzuprägen, wovon sie keine einzige mit einigem Erfolge benutzen konnten; wie man sie wie Drathpuppen stellte und nach dem Trommelschall künstlich zusammengestellte Evolutionen und Bewegungen machen ließ. Hingegen

gab man sich nicht die geringste Mühe, ihre physischen Kräfte zu entwickeln; man ließ sie fast den größten Theil des Tages ruhig sitzen, hingegen dachte man gar nicht daran, daß Schießen nach der Scheibe, Wettlaufen und Ringen irgend einen Nutzen haben könnten. Mit einem Worte, die Militairschulen taugten nur, Saldern's System zu erhalten, dem jungen Adel den Geist der preußischen Offiziere einzuprägen, und sie in der Zeit, wo die physischen Kräfte sich entwickeln, durch kraftlose Nahrungsmittel, und eine, heimliche Ausschweifungen begünstigende, Aufsicht, — die gewöhnliche Folge der Langeweile, Beschränkung und der sitzenden Lebensart — zu entnerven. War von einem Feldzuge die Rede, so machte Rüchel sogleich unabsehbare Operationspläne, doch wurden sie der Untersuchung der Generals en chef

unterworfen. Unter diesen Ober-Generalen herrschte aber der empörendste Zwiespalt, jeder wollte allein befehlen, und allein sehen was zu thun sey. Der Fürst von Hohenlohe und der Herzog von Braunschweig waren geschworne Feinde; Kalkreuth und Dolfs befolgten in dem Exerzieren ganz verschiedene Methoden — der letztere, der größte Pedant, setzte das größte Verdienst eines Cavallerie-Offiziers in die Bekanntschaft mit den Regeln der Reitkunst und die Anwendung derselben.

Die Civilbehörden waren eben so beschaffen. Das Cabinet erstreckte sich, unter des Monarchen Schutz, über das ganze Land, und hatte doch in keinem Falle die geringste Verantwortlichkeit.

Das Generaldirectorium, das Forst-Zoll- und Manufactur-Departement, das Ober-Postamt, die Bank, die Seehand-

lungs=Cammer waren eben so viele Behörden, die von einander getrennt, ohne Uebereinstimmung und Verbindung, sich unaufhörlich entgegen standen und zuwider handelten, und bey dem ungetheilten Interesse des Staats grenzenlose Trennungen unterhielten. Auch das Justiz=Departement verfuhr wie die übrigen ganz von den andern getrennt, unter dem Schutze und der Aufsicht des Cabinets.

In den auswärtigen Angelegenheiten herrschte überall Partheysucht und Zwiespalt. Haugwitz wankte zwischen England und Frankreich, Hardenberg war England ganz ergeben, Lombard hing ganz an Frankreich.

Ich wiederhole es nochmals, die Königin mischte sich nie in auswärtige Angelegenheiten, die ihr ganz fremd waren. — Welch weites Feld, welchen unermeßlichen

Spielraum bot ein solcher Hof der Cabale, Verrätherey, Bestechung und politischen Streitigkeiten auf der einen, der Schläfrigkeit und Faulheit auf der andern Seite! Hier kämpften einheimische und fremde Betrüger eben so lebhaft als verderblich.

Jeder bey Hofe einigermaßen angesehene Beamte hatte Freunde und Vertraute, diese hatten wieder andere, und so ging nichts bey Hofe vor, was nicht bald von Munde zu Munde ging, und in kurzem in der Hauptstadt und in dem ganzen Lande bekannt war.

Der gute, freymüthige und von Natur vertrauende König, ahnete von dem allen nichts, und versah sich dessen nicht: so sah ihn der Beobachter ruhig auf der Oeffnung des Vulkans sitzen, in dessen Innerem schon längst die Flammen wütheten.

Unter so unglücklichen Vorbedeutungen brach das Jahr 1805 an. Während der Vergnügungen, welche die Herbstläger den Bewohnern von Berlin und Potsdam gaben, erschien hier der General Düroc, als französischer Gesandter. Der Zweck der Sendung war, den König aus seinem gewöhnlichen Neutralitäts-System herauszureißen, und für Frankreich zu gewinnen, welches durch die neue Coalition, die eben ausbrechen wollte, bedroht wurde.

England, welches sich an seinen Küsten durch Gewitter bedroht sah, suchte in Petersburg und Wien Alliirte, es unterstützte seine Unterhandlungen mit Subsidien-Vorschlägen, und sein Plan gelang um so eher, da Oestreich durch eine Reihe unglücklicher Kriege erschöpft war, die russischen Beamten aber nach Englands Gold begierig strebten.

Düroc, ein feiner, in Napoleons Schule gebildeter und in alle seine Pläne eingeweihter Mann, fand den Hrn. v. Hardenberg, der voll von Vorurtheilen und dem englischen System ganz ergeben war, sich gegenüber. Wenn der Graf von Haugwitz damals dessen Stelle hatte; so würde der Einfluß des französischen Cabinets diesen schwachen, leicht zu überredenden Kopf bald umstrickt haben. So aber hatte, zum Unglück für Preußen, das Departement der auswärtigen Angelegenheiten eben einen Mann an seiner Spitze, dem es weder an Muth, noch Thätigkeit, ja selbst nicht an Beredsamkeit mangelte, der aber voll von falschen Ansichten war. Konnte er auch den König nicht für die Coalition stimmen, so verhinderte er wenigstens eine Verbindung, welche Napoleon wünschte, er ließ selbst nicht zu, daß der kraftvolle

Beschluß des Königs, alle diejenigen, welche einen Landkrieg verursachen würden, mit Feindseligkeiten zu bedrohen, deutlich und bestimmt erklärt würde.

Folgendes Gespräch kann den preußischen Minister deutlich bezeichnen.

Düroc. Man hat mich an Ew. Excellenz gewiesen, um mit Ihnen über die Gefahr zu sprechen, womit Englands Kunstgriffe, durch Hülfe seines Goldes, das feste Land bedroht. Russische Armeen stehen an Preußens Grenze, und scheinen die Neutralität verletzen zu wollen, um auf einem nähern Wege zu ihrer Bestimmung zu kommen. Oestreich will zu gleicher Zeit Deutschland und Italien mit Krieg überziehen, und Preußens Armeen liegen friedlich in ihren Cantonirungen. Bedenken Ew. Excellenz, wie lange die Landmächte, und vorzüglich Frankreich unter

dem lästigen Einflusse dieser Seemacht schmachten, die alle Meere furchtbar beherrscht, die den ganzen Handel an sich gerissen, aller Colonien sich bemeistert hat, die alle andere Seestaaten geschwächt und sich angemaßt hat, neutrale Schiffe, die Preußischen nicht ausgenommen, zu untersuchen, ohne daß irgend ein Seerecht ihr dazu einen besondern Vorwand giebt. Da die Völker sich an eine unendliche Menge von Bedürfnissen, die nur die drey andern Welttheile liefern können, gewöhnt haben; so sind sie Englands Sclaven geworden, welches als Beherrscher der Meere ganz Europa mit seinen Flotten, wie mit einer Kette von Festungen umgeben hat. Sollte der Kayser, welcher soviel unternahm und ausführte, welcher meinem Vaterlande eine feste Regierungsform gab, welcher alle seine Feinde besiegte, sollte dieser nicht

auch sein großes Werk vollenden, und für ganz Europa ein auf billigen und gerechten Grundsätzen beruhendes Seerecht wieder erobern, wovon ja Preußen vorzüglich Vortheil haben würde. Wem kann es in der That mehr Vortheil bringen, als Preußen, dessen Fabriken, welche Friedrich II. errichtete, ihrem Untergange nahe sind, da ihren Produkten durch England alle Handelsplätze geschlossen sind, und dieses, Ihrer so übertrieben strengen Ausfuhr-Verordnungen ungeachtet, einen großen Theil seiner rohen Materialien in Ihrem Lande holen läßt.

Kann wohl für die Verbindung von Frankreich mit Nord-Deutschland und folglich auch mit Preußen, ein natürlicherer und dringenderer Bewegungsgrund aufgefunden werden, als die Unterdrückung, unter welcher diese Länder seufzen,

und welche allein durch die englische Regierung veranlaßt wird?

Von Emden bis Memel werden Ihre Küsten von Europens Feinden bewacht, oder vielmehr blockirt. Wenn England Ihren Schiffen mit mehr Großmuth und Artigkeit, als den feindlichen begegnet, so müssen Sie das, was Ihnen von Rechtswegen gebührt, als eine besondere Auszeichnung und große Gunst ansehen. Lieben Sie Ihr Vaterland und Ihren Monarchen; so suchen Sie ihn zu einer Offensiv- und Defensiv-Allianz gegen alle seine Feinde zu bewegen, und bringen Sie es dahin, daß er sich bestimme: in dem Augenblicke, wo die Oestreicher über die Etsch, die Russen über den Niemen und Bug gehen, würde er den Krieg als erklärt ansehen.

Hardenberg. Ich kenne die Grundsätze meines Königs; ohne auf die Gründe, die Sie mir zum Beweis der Nothwendigkeit einer Allianz zwischen Frankreich und Preußen jetzt angeführt haben, zu sehen, zweifle ich, daß der König sich für irgend eine Theilnahme an dem Kriege, mittelbar oder unmittelbar, erklären sollte.

Preußens Vortheil will, daß es sich von allen Streitigkeiten, welche bisher zwischen Frankreich, Oestreich, England und Rußland statt gefunden haben, ganz entfernt halte; es rechnet auf seine innere Stärke, und schon vor sechzig Jahren, zu einer Zeit, wo es weit schwächer war, als jetzt, hat es der Welt, wie ich glaube, hinlänglich bewiesen, daß es gegen alle diese Mächte, wenn sie vereinigt sind, einen Krieg führen und mit Ehren beendigen

könne. Die glückliche Sicherheit, die der Friede uns giebt, soll nichts stören.

So unsinnig es wäre, gegen Frankreich auftreten zu wollen, eben so thöricht würde es seyn, mit England zu brechen.

Das System Friedrichs des zweyten, der etwas unmögliches versuchte und unsern Staat, der von der Natur für den Ackerbau bestimmt ist, für Manufakturen bilden wollte, ist nicht mehr das unsrige. Von irgend einem Staate verlangen wollen, daß er, zu gleicher Zeit, Manufactur- Handel- und Militair-Staat, zugleich Seemacht und Landmacht seyn solle, ist widersprechend und thöricht. Ein Manufaktur-Staat ohne Flotten, Seehandel, und ohne Kolonien ist nichts. Unsern Küsten fehlt es an tauglichen Häfen, und unsern Kaufleuten an hinreichenden Capitalen. Soll sich wie unter Friedrich II. die Re-

gierung selbst in den Handel mischen? Nichts ist wohl gradezu seiner wahren Bestimmung mehr entgegen.

Wir sind also auf unsere Grundsätze zurückgekommen, nähern uns unserer eigentlichen Bestimmung, dem Ackerbau, und lassen unsere rohen Produkte auf der Weichsel, Oder und Elbe frey ausfahren, wo wir sie leicht und mit Vortheil an die Engländer absetzen. Dieses war das einzige Mittel, unsere Provinzen, vorzüglich die über die Oder gelegenen, wieder blühend zu machen: dadurch stieg der Werth der Güter und des Getreides auf den höchsten Grad; unser Adel befindet sich im Wohlstande, welches ein großes Glück ist, denn er ist die Stütze und Haltungspunkt des Staates; er giebt dem Staate das wesentlichste des Ganzen, seine ersten Minister, der Armee ihre Officiere, er bedarf

die Unterstützung der Regierung nicht, wie die Fabrikanten, er hilft und unterstützt sich durch sein Creditsystem selbst, er giebt dem König Gewähr und Sicherheit für alle wichtige Bedienungen.

Den Frieden mit Rußland dürfen wir nicht brechen, da unser Land den wilden russischen Haufen von der Memel bis Warschau keine haltbare Stellung zum Widerstande bietet. Uebrigens bindet ein gegenseitiges Vertrauen und wechselseitige Zuneigung, Friedrich Wilhelm III. und Alexander I. so fest, daß sich diese gewiß nie trennen wird. Alles, was ich Ihnen zusichern kann, ist strenge Neutralität, und so wie wir erwarten, daß die französischen Truppen niemals unsere Grenzen überschreiten werden, eben so werden wir jede Annäherung und Verletzung unseres

Gebiethes den Oestreichern und Russen zu verweigern wissen.

Vergebens gab sich Dûroc alle Mühe, das preußische Cabinet zu einer Verbindung, oder wenigstens zu einer ernstlichen Erklärung zu bewegen. Jetzt verletzte der Marschall Bernadotte, wie man sich ausdrückte, durch sein Einrücken in Anspach-Bayreuth, die Neutralität. Hardenberg war außer sich über diese Beleidigung, welche Napoleon, wenn er nicht die Unentschlossenheit des Königs von Preußen und die gewöhnliche Uneinigkeit unter dessen Ministern, die zum System geworden zu seyn schien, genau gekannt hätte, gewiß nie würde haben geschehen lassen.

An dem Abende des merkwürdigen Tages, an welchem man in Berlin diese Verletzung des Gebiethes erfahren hatte, ließ Hardenberg seine Vertrauten zu sich kom-

men. Er gab ihnen oft kleine Soupers, wo seine Maitresse, Madame Schönemann, die Wirthin machte, während ihre Tochter, ein vorwitziges, unruhiges Geschöpf, die Gesellschaft mit ihrem beißenden Spotte unterhielt, und wenn es darauf ankam den Witz spielen zu lassen, selbst den guten alten Minister nicht verschonte. Alles wurde hier offen verhandelt (ein großes Unglück!); Hardenberg ließ an diesem Abende seinen unterdrückten Gesinnungen freyen Lauf und äußerte sich folgendergestalt:

Habe ich nicht, bey dem Abschlusse des Basler Friedens, alles was jetzt geschehen ist, vorausgesagt? Die günstigen Zeitpunkte, wo wir Frankreich mit Macht angreifen konnten, haben wir vorbeystreichen lassen; selbst das so weise Vertheidigungs-System haben wir vernichtet, da wir den Franzosen die Besitznahme von Hannover

erlaubten. Jetzt sehen wir zu spät ein, wie Napoleon unsere Schwäche benutzt.

Jetzt sehen wir die Wirkung von der Sucht zu neuern und zu verändern, von der Unentschlossenheit des Königs, dem Uebermuthe seines Cabinets und der Weichlichkeit unserer Generale. Was verlangt dieser Napoleon anders, als Vernichtung des deutschen Reichs, Sperrung aller Häfen im Nord- und Baltischen Meere, Aufhebung des Adels, mit einem Worte die Allein-Herrschaft von dem Tagus bis an Borysthens?

Hessen, Sachsen und Braunschweig sehen es wohl, aber nichts kann sie aus ihrem tiefen Todenschlaf erwecken. Aber Geduld! ich will sie aufwecken, ich will sie ermuntern, ihnen einen heilsamen Schreck einjagen.

Ich gehe morgen zu dem König und der Königin, und erkläre:

Daß, wenn er nicht augenblicklich Frankreich den Krieg erklärt, und wegen dieser unverschämten Verletzung der Neutralität Genugthuung fordert, alle Ehre dahin ist, daß der König die Achtung aller andern Fürsten verlieren, und in Nichts zurücksinken wird.

Ich glaube, es könnte kein günstigerer Augenblick seyn, als dieser ist. Ein großer Theil der Armee steht zwar an der Grenze von Rußland, allein die Inspectionen Westphalen, Magdeburg, Bayreuth und Potsdam bleiben uns, zu den ersten lassen wir die Hessen stoßen, und nach Holland marschieren, die andern verbinden sich mit den Sachsen, und nehmen die Franzosen in die linke Flanke; die Regimenter, welche auf dem Marsche nach

der Weichsel begriffen sind, lassen wir durch Mähren und Böhmen den Oestreichern zu Hülfe kommen, und bieten zur Deckung des Innern einen Landsturm von 80000 Mann auf, die schon geworben sind.

Einer von der Gesellschaft machte ihm jetzt den Einwurf:

„Werden auch Köckeritz, Lombard und Beyme jemals den König ernste Maasregeln gegen Frankreich ergreifen lassen?"

Hardenberg. Sie haben wohl recht, und kaum können Sie glauben, wieviel Hindernisse ein Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Preußen zu bekämpfen hat. Köckeritz ist ein vortrefflicher Mann, aber zum General-Adjutanten des Königs ist er nicht geschaffen. Wenn der König unentschlossen ist, und von ihm, als seinem Mentor, einen Rath verlangt; so ist er noch mehr schwankend

und verlegen als der König. Köckeritz ist nur die Mittelsperson, durch welche gute und böse Rathschläge, ohne Unterschied, dem Könige mitgetheilt werden. Der junge Greis, Lombard, fürchtet einen Krieg von Preußen wie den Tod: er sieht voraus, daß dann häufiger Conferenzen sind, und diese würden ihm einen gewaltigen Strich durch seine Whist-Partieen machen. Beyme ist ein guter Jurist, aber auch nichts mehr; in dem Augenblicke, wo er nicht mehr zu seinem allgemeinen Landrecht seine Zuflucht nehmen kann, ist er außer seiner Sphäre und mit den Umgebungen unbekannt: er mag nichts von dem Kriege wissen, weil dadurch sein Einfluß auf die innern Staatsgeschäfte könnte unterbrochen werden.

„Sollte aber, erwiederte jener, der Marschall Düroc doch Recht gehabt haben,

wie er den verderblichen Despotismus, womit England den Handel beherrscht, und seine nachtheiligen Folgen für Preußen, Deutschland und den ganzen Continent schilderte?"

Hardenberg. (hitzig) Ich weiß wohl, lieber G., Sie gehören auch zu der neuen Secte: sie hängen Bülow's System an, Sie schaffen sich nach Ihrer Phantasie einen Napoleon und eine französische Nation, Sie zeichnen Ihrem Helden die Bahn vor, die er gehen soll, um eine Universal-Monarchie zu gründen, worin, wie Sie sagen, weder Krieg noch Armee, nur Straßenbereuter und Polizeydiener, weder Adel noch Privilegien, weder Befreyung von den Gesetzen noch Vorzüge und persönliche Gunst, Statt finden. Alle diese schön klingenden Redensarten sind in der Theorie vortrefflich, sie enthalten selbst ei-

niges wahre; allein es ist ein bloßes Ideal, welches Napoleon gar nicht berücksichtigt. Soll ich Ihnen meine Ansichten, welche das Resultat einer langen Erfahrung sind, mittheilen?

„Durch die Revolution, welche in Frankreich jeden alten Gebrauch, er mochte gut oder schlecht seyn, umstürzte, gingen aus der fürchterlichen Reibung entgegengesetzter Kräfte mehrere große Genies hervor, und Napoleon glänzt unter ihnen wie ein Stern erster Gattung. Man kann nicht sagen, daß durch die Kraft seines Geistes allein, die Revolution beendigt worden sey. Nein! vielmehr behaupte ich, daß einige Jahre früher der Versuch, ihren mächtigen Lauf zu hemmen, ihm das Leben würde gekostet haben. Nein! die Revolution war durch sich selbst beendigt, ihre Kraft war verschwunden, ganz

Frankreich verwünschte und verabscheute sie. Napoleon hat allerdings das Verdienst, daß er den günstigen Augenblick für sich benutzte, daß er, nach dem ersten Schritte, mit einer bewundernswürdigen Klugheit, und ungewöhnlichen Kraft und Selbstständigkeit, einen nach dem andern that, bis zur Errichtung der Kayserwürde."

„Frankreich genoß Ruhe und Friede, Napoleon war Kayser, aber der rastlosen Thätigkeit dieses unruhigen Kopfes gnügte die Erreichung dieses Zweckes nicht. Napoleons jetziger Plan ist lediglich, Deutschland und Italien zu erobern, Frankreichs Herrschaft über das ganze feste Land zu erstrecken, seine Brüder und Verwandten mit Kronen zu schmücken, seinen Generalen, als Werkzeugen seiner Siege, große Belohnungen, glänzende Titel, hohe

Würden zu ertheilen, und seine Soldaten in fortwährender Thätigkeit zu erhalten: und da sich jetzt, unter allen, nur noch England seinen ehrgeitzigen Plänen lebhaft widersetzt; so bin ich dieser Macht um so mehr ergeben, da ich Deutschlands Freyheit und Preußens Ruhm liebe, und beyde, um keinen Preiß, Frankreichs Uebergewicht geopfert wissen möchte." —

Wenn auch dieser Mann von falschen Ansichten hartnäckig eingenommen war, so besaß er doch viel Herzensgüte, Leutseligkeit und ein wohlwollendes Betragen gegen alle seine Vertrauten und seine Subalternen; er hörte Widerspruch, und ließ sich die Wahrheit gern sagen, selbst wenn sie ihn beleidigen sollte.

Den andern Morgen ging Hardenberg zu dem König; es war große Staats-Conferenz; aber, lieber Himmel! welche Ver-

schiedenheit, welcher Widerspruch in den Meynungen! Möllendorf z. B. schüttelte den Kopf und zuckte mit den Schultern, sobald nur die Kriegserklärung auf das Tapet gebracht wurde. Köckeritz meynte, wie ihm Lombard vorgestellt hatte, der Durchmarsch der franz. Truppen durch ein neutrales Land, sey doch des ungewissen Spiels eines Kriegs nicht werth. Rüchel gab sein Ehrenwort, und schwur hoch und theuer, er wolle die Franzosen schlagen, wo er sie nur finden würde. Ein gewisser Mäßenbach bewieß in einem wohl durchdachten Vortrage aus Gründen der Strategie, daß wir durch Frankreichs Macht unfehlbar würden geschlagen werden. Andere stimmten für den Krieg. Hardenberg ließ alle sprechen, nahm zuletzt das Wort und zeigte mit feuriger Beredsamkeit, daß, nach seiner Meynung, der

Grund, auf welchem Preußen ruhe, niemals einer solchen Gefahr ausgesetzt, niemals so beschimpft worden sey, als jetzt.

„Haben Ew. Majestät nicht 240,000 Mann unter den Waffen, sagte er; sind denn diese, sechzig Jahre hindurch, fruchtlos exercirt, bezahlet, gekleidet und unterhalten worden? Fehlt es uns denn an Waffen, Munition oder Proviant? Zählt nicht Preußen 10 Millionen Einwohner, wovon der zwanzigste Theil Kriegsdienste thun kann; und wir, die gerühmten Preußen, vergessen unsern alten Ruhm, wir sollten den herabwürdigenden Schimpf und Uebermuth eines Volks dulden, welches ehedem, auf dem ewig ruhmvollen Schlachtfelde bey Roßbach, vor unsrer Tapferkeit schändlich floh? Alle noch freyen Landmächte haben gegen das, in seinen Eroberungen unersetzliche Frankreich, die

Waffen ergriffen; Rußland furchtbare Macht will für uns seyn, oder uns unterstützen; wir sind beleidigt, auf die empfindlichste Art beschimpft, — sollten wir nicht von dem Wunsche entbrannt seyn, diese Schmach zu rächen?"

„Ich weiß, daß ich mit einem Nachfolger des großen Friedrichs spreche, und sehe mit Freude, lese mit Entzücken in Ew. Majestät Unwillen, die Zusicherung, daß jetzt der Augenblick gekommen ist, wo dieses übermüthige Volk Preußens Macht fühlen soll."

Der König stand auf, man erwartete mit Ungeduld seinen Entschluß; aber — er ging ohne ein Wort zu sagen in sein Zimmer, die Conferenz war beendigt, aber sie war nicht die letzte.

Den Morgen darnach, erhielten die in Pohlen versammelten Truppen den Befehl

zurückzugehen, und Hardenberg den Auftrag — zu unterhandeln —

Die Staats-Conferenzen dauerten fort; sie bezogen sich alle auf das Wohl des Staates, auf die Nothwendigkeit den Krieg zu erklären oder den Frieden beyzubehalten ꝛc. Durch diese unnützen Berathschlagungen ging die beste Zeit verloren, und während dieses Zauderns wurde Mack bey Ulm mit seiner ganzen Armee gefangen, und die Russen zogen sich in das innere Oestreich zurück. Jemehr indessen die franz. Armeen vordrangen, um so mehr wurde ihre linke Flanke an der Seite von Hessen, Sachsen und Preußen, bloß gestellt und bedroht. Ein schneller Entschluß offensiv zu verfahren, und Holland und die Rheingegenden anzugreifen,

hätte für Preußen die glücklichsten Folgen haben können.

Daran durfte man aber gar nicht mehr denken. So sehr auch Hardenberg das Feuer anzufachen sich bemühte, so wußten Köckeritz, Beyme, Maßenbach und Lombard es doch noch schneller zu dämpfen.

Eins muß man mir aber doch zugeben. Da doch, allem Anschein nach, die letzte Parthie den Sieg davon tragen mußte, war es dann nicht für Preußen besser, daß man gar keine Zurüstungen zu dem Kriege machte, alle Drohungen von Feindseligkeiten vermied, Hardenberg entfernte, und sich das Ansehen gab, als ob man mit Frankreich einverstanden sey, daß man die Verletzung der Neutralität des Anspachischen Landes als Folge einer geheimen Uebereinkunft ansehen ließ, und sich nach dem

Beyspiele von Bayern und Würtenberg dem franz. Kaiser unterwarf?

So viel Abneigung Friedrich Wilhelm III. aber auch gegen den Krieg zeigte; so wollte er doch das Beyspiel des Königs von Bayern nicht nachahmen. Er sah seine Macht als unangetastet an, und glaubte, bey längerer Dauer des Krieges, vortheilhafte Friedensbedingungen vorschreiben zu können.

Unter so unglücklichen Vorbedeutungen, führte Preußens Unglücksstern den Kaiser Alexander nach Berlin. Man empfing ihn mit allen Ehrenbezeugungen, welche man seiner Würde schuldig war: allein, so wie der dumpfe Schall der Todtenglocken jede Freude, jede Hoffnung erstickt; so waren die Kanonenschüsse, die seine Ankunft verkündeten, gleichsam das Signal,

welches das Verlöschen des preußischen Militairgeistes und Waffenruhmes bezeichnete.

Feste folgten jetzt ununterbrochen auf Feste. Der Hof, welchen die Gegenwart des großen nordischen Kaisers schmeichelte, bemühte sich, die Hauptstadt und königlichen Schlösser im größten Glanze zu zeigen.

Ich könnte hier mehrere Gespräche zwischen Alexander und der Königin anführen, — weit entfernt fade Galanterie zum Gegenstande zu haben, betrafen sie vielmehr alle, die ernsthafteste und wichtigste Sache, nähmlich Preußens Verbindung gegen Frankreich. Doch ich verwische Scenen, deren Folgen vor Augen liegen.

Die Königin, welche bis jetzt niemals an Staats-Verhandlungen Theil genommen hatte, verstärkte nun die Parthey, welche für den Krieg stimmte.

Wir wollen nunmehr, ohne auf die Bewegungsgründe zu sehen, wodurch die Großen in Rußland, welche auf Staatsgeschäfte Einfluß haben, sich leiten ließen, Gründe beleuchten, wodurch Alexander zu der heftigen Neigung, gegen Frankreich Krieg zu führen, gebracht wurde: da er doch für seine Staaten, schon wegen ihrer natürlichen Lage, nicht das geringste von den Eroberungsplänen, welche man Frankreich Schuld gab, zu fürchten hatte.

Alexander will, bey seinem sanften, menschenfreundlichen Charakter, aufrichtig nur das Gute. Sein, von Natur gutes, großmüthiges und wohlthätiges Herz wurde durch den Freund seiner Kindheit für Liebe, Freundschaft, Mitleid und Theilnahme für die Unterdrückung des Menschen empfänglich gemacht. Er glaubt, daß Napoleons Pläne keinen andern Zweck

haben, als die ganze Erde zu erobern, alle fürstliche Häuser, die sich nicht mit dem seinigen verbinden wollen, zu vertilgen, die in den eroberten Ländern bisher bestandenen Gesetze und Einrichtungen umzustoßen, in Frankreich und seiner Person den Mittelpunkt aller Regierungen zu vereinigen, und überall eine einzige Religion, nehmlich die römisch katholische, einzuführen. Man kann mit Recht glauben, daß seine Unterredung mit Napoleon in Tilsit, ihm diesen Irrthum benommen hat, und daß alle die Entwürfe, welche nach den Behauptungen neuerer Schriftsteller der franz. Kaiser haben soll, diesem niemals in den Sinn gekommen sind.

Ich nehme wenigstens fast als bestimmt an, daß Napoleon, bey der Eroberung des festen Landes, nur den Zweck hat, England zum Frieden zu zwingen, und ich

glaube, daß jeder Staat, welcher sich zu diesem großen Zweck mit ihm vereinigt, nichts für seine Unabhängigkeit und Verfassung zu fürchten hat: einen sichern Beweis giebt uns Spanien, wo sogar ein Prinz aus der Familie Bourbon friedlich regiert, ohne daß Napoleon nur einen Schritt gethan hat, ihn von dem Throne zu setzen.

Alexander I. ging, als er dem König und der Königin von Preußen ein Gemählde von der jetzigen Lage der europäischen Staaten entwarf, von einem ganz entgegengesetzten Gesichtspunkte aus. Vorzüglich reizte und erhitzte er die Einbildungskraft der Königin durch schreckliche Bilder von dem Einsturze der preußischen Monarchie, von dem Untergange des Hauses Hohenzollern.

Louise besitzt eine lebhafte, sehr gespannte Einbildungskraft; sie sah die Gefahr schon über sich; Alexander hatte ihr alles mit den schwärzesten Farben gemahlt; sie sah in ihm den liebenswürdigsten, großmüthigsten Mann, welcher, nach dem Beyspiel von Gustav Adolph, Deutschlands Retter werden wollte, und die Mittel besaß, diesen Vorsatz auszuführen. Darf man sich jetzt noch wundern, wenn sie gegen Napoleon eben so viel Unwillen hegte, als sie für Alexandern, in welchem sie Preußens Schutzgeist sah, Achtung fühlte?

Eine Frau, welche von ihrem Manne geliebt wird, hat, man mag dagegen sagen, was man wolle, und besitze dieser auch die größte Festigkeit, unwiderlegbar Einfluß auf seine Entschließungen, um wie viel mehr aber, wenn ihr Mann sie

mit einer solchen Wärme liebt, wie Friedrich Wilhelm III. seine Louise.

Die Königin durfte nur das Gemählde, welches Alexander dem Könige schon entworfen hatte, mit den grellsten Farben ausmahlen, — und Alexanders Wunsch war erreicht. Seine Vorstellungen wurden noch außerdem durch Hardenbergs Rednertalent, Jacksons Versprechungen und Louis Ferdinands beißenden Spott unterstützt.

Die Gegner des Kriegs (vorzüglich General von Köckeritz), bemühten sich nun auf der andern Seite, den König von einer Verbindung mit Rußland abzubringen. Der Kaiser wußte dieß wohl, und Köckeritz fühlte es um so mehr.

Dennoch gelang es ihm hier zu siegen. Man schloß die berüchtigte Uebereinkunft von Potsdam, und drückte ihr durch die

empfindsame Scene über dem Grabe Friedrichs II. das Siegel auf: ihr zu Folge wollte Friedrich Wilhelm III. den 15. December 1805 dem franz. Kaiser den Krieg erklären, wenn die Alliirten bis zu diesem Tag noch nicht Friede oder Waffenstillstand geschlossen hätten. Mit diesem Versprechen reiste Alexander nach Austerlitz, wo er die große Unvorsichtigkeit beging, vor Ablauf dieser Frist eine entscheidende Schlacht zu liefern.

Alexander hätte sich mit seiner Armee nach Olmütz zurückziehen, und hier seine Stellung so nehmen sollen, daß er sich an die Festung lehnte, hier mußte er stehen bleiben, bis die Preußen gegen die Donau, die Hessen gegen den Rhein vorgedrungen, Schweden, Engländer und Russen aber in Holland gelandet waren.

Die Schlacht bey Austerlitz entschied für die Beybehaltung der Neutralität, die Preußen so nachtheilig geworden ist. Beyme und Lombard brachten den König dahin, daß er den Grafen von Haugwitz, der vom Hofe entfernt worden war, wieder zurückberufte, und mit Napoleon in Wien über diese Puncte Unterhandlungen anknüpfen ließ.

Der Erfolg ist bekannt; der König freute sich herzlich, daß er den Krieg noch einmal vermieden, und für seine Staaten die Fortdauer des Friedens erhalten hatte.

Die Deutschen hatten große Lust gezeigt, sich mit den Franzosen zu messen; man hatte zu ihrer Aufmunterung viele Mittel angewendet, die gegen den Corporalstock, der in der preuß. Armee so viel vermag, gar sehr abstachen.

Als die Garnison von Berlin ausmarschierte, ließ man sie sich auf dem Friedrich Wilhelms Platze versammeln. Die Bataillons stellten sich zwischen den Denkmählern des preußischen Ruhmes; und hier nahm die Königin mit allen ihren Kindern rührend von ihnen Abschied; der König, dessen Equipage schon voraus war, führte sie durch das Potsdamer Thor, und rufte, als er sie verließ:

„Ich folge euch bald nach, meine Kinder, um in eurer Mitte, oder an eurer Spitze zu kämpfen."

Die Soldaten vergossen mit allem Volk, welches dabey war, Thränen der Rührung, und alle riefen einstimmig: „Es lebe der König! Es lebe die Königin! Sieg oder Tod!"

Die Unterhandlungen von Haugwitz und die Uebereinkunft von Wien, eine Folge derselben, machten den Versuch, Preußen in einen Krieg gegen Frankreich zu verwickeln, zu nichte, und er wurde ein bloßer Spatziergang, den die preußische Armee von den Ufern der Weichsel, bis an die Saale gemacht hatte, von welcher sie wieder in ihre gewöhnlichen Standquartiere zurückkehrte.

Die Armee, welche mit Proviant und Bedürfnissen der Bequemlichkeit 2c. wohl versehen, oder vielmehr überladen war, und einer Flotte, welche die Erde umschiffen soll, ähnlich sah, wurde von prahlenden, übermüthigen, von sich selbst eingenommenen Offizieren, mit Hülfe sächsischer Fuhrwerke, in das liebe Vaterland zurückgebracht; die Lieutenants 2c. erzählten hier ihren Mätressen, welche Thaten sie auf

ihrem Marsche verrichtet hatten, und zeigten ihnen Tänze vor, welche sie zu den Bällen des nächsten Winters mitgebracht hatten.

Der General Rüchel und der Prinz Louis Ferdinand kamen zu gleicher Zeit nach Berlin, der erste, um dem Könige Grobheiten zu sagen, der zweyte, um ihn mit dem beißendsten Spotte zu quälen, während die Gensd'armes das auffallendste Beyspiel von militärischem Muthwillen und Uebermuth zu geben sich bemüheten, und vollkommen bewiesen:

„daß der Soldatenstand Preußen nicht regiere, sondern herrisch unterjoche."

Man konnte dem Publikum wohl nie mehr aufbürden, als auf die Rechnung des Prinzen Louis geschah; man machte

ihm sogar glaublich, daß dieser Prinz ein großes Genie und ein sehr tugendhafter Mensch sey, — wahr gesprochen, ist er weder das eine noch das andere.

In seiner Jugend zeigte er allerdings mehr Geist als die übrigen königlichen Prinzen, aber er enthüllte auch zugleich eine unglückliche Neigung zur Ausschweifung. Er liebte Musik, noch mehr aber Mädchen und Wein. Er besaß Entschlossenheit und Unerschrockenheit, soweit physische Kraft diese giebt, allein der Heldenmuth, welcher auf Vernunft begründet ist, fehlte ihm ganz. Bey der Belagerung von Mayntz, mußte der die Belagerungsarmee kommandirende General von Kalkreuth den Vorposten auf das strengste befehlen, niemals ohne seinen Befehl, nicht auf den eines andern Offiziers und wäre es selbst ein königlicher Prinz, die

französischen Vorposten zu necken. Dieses Verbot veranlaßten die unnützen Scharmützel, womit der Prinz Louis Ferdinand sich täglich belustigte.

In seiner frühern Jugend bestand seine Lebensart und seine Belustigung darin, daß er Schulden machte, seine Einkünfte unnütz verschwendete, Mädchen entehrte, Weiber verführte, Tag und Nacht mit einem Haufen von Wüstlingen trank und spielte, und den Ton und die Sitten eines ausschweifenden Menschen annahm — (nicht selten nahm er im bloßen Hemde, ohne Beinkleider und Strümpfe, Besuch an). — In spätern Jahren suchte er alles lächerlich zu machen, und was von dem Könige oder der Regierung kam, zu verspotten. Ich gebe zu, daß er bisweilen Proben von Beurtheilung und Gutmüthigkeit gab, aber demohngeachtet behaupte ich, daß seine

guten Eigenschaften seine Laster nicht übertrafen. Wenn er in der Gegenwart des Königs den Anstrich der Unsittlichkeit vermieden, und sich in den Grenzen der Sittlichkeit und Mäßigkeit gehalten hätte, so würde er ohne Zweifel das Vertrauen des Königs, welches er durch seine Zügellosigkeit verlohren hatte, haben gewinnen, und sich dadurch seinem Vaterlande nützlich machen können. Dadurch aber, daß er ohne Zurückhaltung sich seinen ungezügelten Neigungen überließ, hat er ihm viel geschadet, und es ist wohl möglich, daß seine Tollkühnheit, die ihm den Tod zuzog, mehr zu dem nachtheiligen Ausgang der Schlacht bey Jena beygetragen haben mag, als die schlechten Anordnungen der Generale.

Der Spatziergang, oder die friedlichen Hin- und Hermärsche der Preußen

im Jahre 1805, gaben dem Prinzen reichhaltigen Stoff zu Witzeleien und Spott, deren Anspielungen die ohnehin mißvergnügten Truppen ganz wüthend machten.

Kurz nach der Niederlage bey Austerlitz, schickte der liebenswürdige Alexander I. seinen Bruder, den Großherzog Constantin, nach Berlin. Viele suchten bey seiner Sendung eine politische Absicht; andere glaubten aber, es geschehe bloß deswegen, um das Publikum durch den Contrast zwischen beyden Brüdern zu beleidigen.

Konstantin schien nur deshalb nach Berlin gekommen zu seyn, um die Freudenhäuser zu besuchen, mit Operntänzerinnen Bekanntschaft zu machen, und den Schnitt der preuß. Uniform zu studiren.

Die Garnison von Berlin, verehrte in ihm den Schöpfer ungeheuerer Federbüsche und langer, großer Uhlanen-Hosen.

Constantin schloß mit der bekannten Opern-Actrice Msll. Schulz einen Contract, wodurch er sich ihren ausschließlichen Gebrauch während seines Aufenthalts in Berlin vorbehielt. Dieses Mädchen, welches, außer einem schönen Körper, wenig Geist besitzt, ließ sich von dem Sohne eines jüdischen Kaufmanns Moses Levi unterhalten: er hatte sich taufen lassen, und den romantischen Nahmen Delmar angenommen.

Dieser junge Mensch war reich, schön und ihr treuester Liebhaber. Sie wollte diesen Delmar, der ihr aus mehr als einer Hinsicht theuer war, nicht verlieren.

Der Prinz war, wie sie wußte, bey einem Hofballe; sie glaubte sich daher vor

jeder Ueberraschung gesichert, und überließ sich diese Nacht den Umarmungen ihres alten Liebhabers. Der Prinz wurde aber, durch einen Spion, welchen er bestellt hatte, sogleich von der Untreue seiner Geliebten unterrichtet. Constantin verläßt sogleich den Hofball, schnallt seinen Degen um, und fliegt mit einem Vertrauten in das Haus seiner Geliebten: er erbricht die Thür zu ihrem Zimmer, und findet die Schöne in den Armen ihres Delmars.

Man weiß, daß die Juden durch die Taufe nicht die Todesangst vor dem Anblick eines blanken Degens verliehren. Delmar stürzt sich im Hemde dem Prinzen zu Füßen und fleht um sein Leben, — ein gnädiger Fußstoß des Prinzen stößt ihn zum Zimmer hinaus: allein die ungetreue Geliebte wird auf den Bauch gelegt, Constantins Begleiter entblößt ihre schönen

Schenkel, und der Groß-Herzog aller Reußen würdigt sie der Ehre, mit eigner Hand, zwanzig Streiche mit der flachen Klinge so gut aufzuzählen, daß das arme Mädchen vierzehn Tage das Bett hüten mußte.

Bald nachher fand seine Kaiserl. Hoheit an der zweyten Tänzerin, Msll. Hentschel, Geschmack, er ließ ihr sagen, daß er sie diesen Abend mit seinem Besuche beehren würde. Die Neubegünstigte konnte diesem Besuche nicht ausweichen, und läßt ihre Verwandten und zwey ihrer Freunde zu sich bitten, in deren Mitte sie den Groß-Herzog erwartet.

Er kommt, geräth aber in Wuth wie er sieht, daß Msll. Hentschel nicht allein ist, zieht seinen Säbel und haut Kronleuchter und Möbeln in Stücken; die Gesellschaft entflieht, er stürzt den Flüchtigen

nach, und zum Glück für den letztern derselben trifft der Hieb, der ihm galt, einen Pfeiler an der Treppe.

Ein andermal entzückten den Groß-Herzog ein Paar Lederhosen, welche er an einem jungen Offizier bemerkt, er fragt nach der Wohnung des geschickten Beutlers der sie verfertigt hat, und läßt ihm um Mitternacht sagen, er solle ihm ein Paar von derselben Art zur Parade am andern Morgen machen. —

Nur mit Mühe erwacht der Beutler, der sich viel auf seine Kunst wußte, aus dem tiefen Schlafe und geht an das Fenster, wo die Bedienten des Groß-Herzogs ihm den Befehl ihres Herrn sagen. Der Beutler erwiedert: es sey ihm unmöglich, bis morgen früh dem Willen des Prinzen

Gnüge zu leisten, und es sey ihm überdieß an dessen Kundschaft nichts gelegen.

Erstaunt über diese Grobheit, sagen die Bedienten diese Weigerung ihrem Herrn.

Der wilde Russe antwortete mit Flüchen, Verwünschungen, Schlägen und Drohungen. Außer sich vor Wuth, ruft er endlich alle seine Leute zusammen, und befiehlt ihnen sich ungesäumt auf den Weg zu machen, dem bürgerlichen Hund Fenster und Thüren einzuwerfen, und ihn dann bey den Haaren zu den Füßen seiner Kaiserl. Hoheit zu schleppen.

Die sclavischen Russen gehorchen; versuchen aber noch einmal den Weg der Güte, wecken den Schlafenden, und machen ihn mit dem Auftrage des Prinzen bekannt. Der arme Beutler ist außer sich vor Schreck, er wirft sich in seine Kleider

und springt auf die Straße, um, wo möglich, seine Fenster und Thüren zu retten.

Die Diener des Prinzen bitten ihn, unverzüglich zu ihrem Herrn zu gehen, ihm zu versichern, daß man ihm eben seine Fenster und Thüren zerbrochen habe, daß er gern ihm die Beinkleider machen wolle, aber auch unterthänigst bitte, S. Hoh. möchten ihn wegen seines Verlustes entschädigen.

Der Beutler befolgt diesen Rath. Constantin springt voller Freude in dem Zimmer umher, überhäuft seine Leute mit Lobsprüchen und Geschenken, und bezahlt, da er zur bestimmten Zeit die Wunderhosen erhielt, ohne Widerrede die Rechnung von den angeblich zerbrochenen Fenstern.

Der Hof und die Stadt, welche die Roheit des Moscovitischen Prinzen sehr überdrüssig waren, freuten sich bey seiner

Abreise ungemein, weil dadurch die brausenden Ausbrüche seiner Wildheit beendigt wurden.

Auch Madame Bernard und deren Mädchen waren über seine Entfernung gar nicht unzufrieden, wenn er sie schon mit Geschenken überhäuft hatte, denn die Quetschungen, wovon sie an ihrem Körper deutliche Spuren trugen, zeugten von dem wilden Ungestüm dieser russischen Liebkosungen.

Ja sogar die Pferde in den königl. Ställen befanden sich dabey wohl, daß sie den wilden Prinzen nicht länger tragen durften; denn nur wenig waren davon gekommen, ohne lahm oder verkrüpelt geworden zu seyn.

Nachdem Haugwitz die Uebereinkunft geschlossen hatte, überließen sich der König und der Hof der gewöhnlichen Sorglosigkeit und Sicherheit.

Die Franzosen waren noch nicht wieder über den Rhein gegangen, dennoch entfernte man die Russen, Engländer und Schweden aus Niedersachsen; die preuß. Armee wurde auf den Friedensfuß gesetzt und das Cabinet, — mit Ausnahme des einzigen Hardenbergs — freute sich ungemein, die Geißel des Kriegs von seinem Vaterlande abgewendet zu haben.

Plötzlich erscheint Lucchesini am Hofe, und bringt den, von Napoleon vorgeschriebenen Friedenstractat. Der König sollte kraft dessen Anspach und Bayreuth, (zwei ganz seinem Hause anhängende Provinzen), abtreten, und dagegen ein Land, welches ihn und seine Untergebenen verwünschte, nehm-

lich Hannover erhalten. Nur mit der größten Schwierigkeit konnte man den König zur Unterzeichnung dieses Tractats bewegen.

Der Wunsch, seinen übrigen Ländern den Frieden zu erhalten, und die Hoffnung, sich mit England über die ungerechte Besitznehmung des Churfürstenthum Hannover vergleichen zu können, bestimmten ihn endlich zu unterzeichnen, — er brachte hierdurch England und Schweden wider sich auf, versetzte seinem Handel den empfindlichsten Streich, und erniedrigte sich zugleich vor ganz Europa.

Ehe nun der König den Frieden schloß, sollte er vielleicht, nach so viel thörichten Handlungen, sich mit Napoleon mündlich besprechen, wodurch eine Offensiv- und Defensiv-Allianz mit Frankreich zu Stande gekommen wäre. Man mußte sich gut-

willig und ohne Rückhalt der Gnade des Kaisers ergeben, um nicht endlich durch den Krieg nothwendig dazu gezwungen zu werden.

Fand man denn aber dies Mittel dazu in den Entwürfen und Zwistigkeiten, wo man sich, weniger über Preußens, als seinen eigenen Vortheil, wüthend und unsinnig stritt?

Noch jetzt hatte dies Vorurtheil von Preußens militärischer Größe, auf alle einen zu traurigen Einfluß. Nur eine Folge trauriger Ereignisse konnte Friedrich Wilhelm III. überzeugen, daß diese Größe ein leeres Phantom war. Wenn künftig der Geschichtsforscher soviel Thorheiten und fehlerhafte Maasregeln sieht, so wird er ungewiß seyn, ob er sie der Unentschlossenheit des Königs, der Dummheit seiner Minister, der Verdorbenheit der Generale,

oder der Unvollkommenheit eines veralteten Militairsystems zuschreiben soll.

Von den Generalen, welche im Kriegskabinette vorzüglich wirkten, zeichnen sich aus:

Der Herzog von Braunschweig, ein abgelebter Greis, der seinen Ruhm schon im Jahre 1792 überlebt hatte und, seiner Alterschwäche ungeachtet, noch zu den Füßen der Madame Duquesnoi, einer Französin, seiner Mätresse, seufzete.

Der Feldmarschall von Möllendorf, 82 Jahr alt, ein guter alter Mann, der in alles, was den Frieden erhalten konnte, gern einwilligte.

Endlich bleibt uns noch der Fürst von Hohenlohe zu bezeichnen übrig.

Die Finanzen dieses Herrn waren in Unordnung, seine Frau hatte ihn verlassen, und sich, vor seinen Augen, den schänd=

lichsten Ausschweifungen ergeben, und er befand sich nun in den Händen des Kriegsrath Triebenfeld, den ich schon oben geschildert habe, einiger Advokaten, Juden, Mäkler ꝛc.

Triebenfeld brachte den größten Theil der Jahre 1805 und 1806 in Berlin in den Geschäften des Fürsten und dem Dienste der russischen Parthey zu.

Diesen Menschen, welchen das Publikum verabscheut, beseelt eine Wuth mit großen Herren, — sey es auch auf Kosten seines Vortheils — in Verbindung zu stehen. Die Verbindungen, welche er unter der vorigen Regierung gehabt hatte, waren aufgelöst. Der Minister Graf von Hoym hatte ihn verlassen; und wenn der General von Köckeritz ihn auch nicht gänzlich entfernte, so kannte er ihn doch zu gut, und wußte zu genau, daß dieser nichts von

der Ehrlichkeit besaß, die ihn selbst ganz erfüllte, um sich in nähere Verbindung mit ihm einzulassen. Herr von Massow, obschon Hof-Marschall, war hier ganz ohne Einfluß. Der Cabinetsrath Beyme hütete sich vor Triebenfeld, und alle Mühe, welche dieser sich gab, sich ihm zu nähern, war vergeblich. So blieb ihm also niemand, als der Fürst von Hohenlohe, der ihm einige Verbindung mit dem Hofe verschaffte, der Fürst verlohr aber durch seinen Umgang mit diesem Menschen, dessen Charakter allgemein bekannt war, selbst an Achtung. Man wußte, daß er durch diesen Menschen seine Pläne auszuführen suchte, die alle den Zweck hatten, auf Kosten des Königs, seine Einkünfte zu vermehren, und seine Schulden zu tilgen. Aber die Wachsamkeit Beymens vereitelte stets diese Pläne.

Der erste Plan dieser Art war der Tausch, welchen er dem Könige vorschlug, und wodurch er sich die schöne Herrschaft Crotoczyn an der Grenze von Schlesien zuzueignen gedachte, und dafür dem Könige die in Südpreußen ihm geschenkten Güter wiedergeben wollte.

Der zweyte Plan war mehr verwickelt. Nehmlich: Der Fürst hatte von Friedrich Wilhelm III. in Südpreußen Güter erhalten, welche ohngefähr 800,000 Thlr. werth waren. Diese wollte er nun vereinzeln, und seinen Bauern in Erbpacht geben; er bat den König um die Erlaubniß, und wußte sie zu erhalten. Die auf den Grundstücken haftenden Erbzinßen betrugen auch fast eine gleiche Summe wie die eben genannte, und diese Summe wollte Hohenlohe dem Könige gegen Tresorscheine abtreten.

Der Minister Stein verwarf diesen Vorschlag, weil er voraus sah, daß der Fürst wahrscheinlich die Tresorscheine, sobald er sie erhalten hätte, bey der Bank würde haben umwechseln wollen.

Mittlerweile brach der Krieg (1805) aus. Man hielt den Fürsten von Hohenlohe vor einen großen General, und Herr von Triebenfeld wendete alle Kunstgriffe an, um seinem Beschützer den Oberbefehl über die Armee zu verschaffen, welches ihm aber nur halb gelang.

Der Fürst von Hohenlohe hat es in der Kunst zu manövriren auf den höchsten Gipfel gebracht; wahre Kriegskunst und die Kenntniß combinirter Märsche ꝛc. sind ihm aber ganz fremd. Voll Feuer und Muth, besitzt er Kraft genug seine Untergebenen zu Erfüllung ihrer Pflichten anzuhalten: er hatte auch die franz. Armee ken-

nen und achten gelernt; allein an Geiste und richtigen Ansichten von den Fortschritten, welche die Kriegskunst in unsern Tagen gemacht hat, fehlt es ihm gänzlich. Außerdem hatte er einen physischen Fehler, welcher einem Generale sehr nachtheilig ist, nehmlich ein schlechtes Auge. Friedrich der Große würde aus ihm einen guten Unter-General gemacht haben, ihn aber gewiß nicht haben Operations-Pläne verfertigen lassen.

Was seinen persönlichen Charakter betrift, so ist er stolz, für den Adel eingenommen, grausam, verschwenderisch, oder vielmehr durch die Unordnung, welche in seiner ganzen Haushaltung herrschte, vergeudend, und ein leidenschaftlicher Liebhaber von Jagd und von Pferden. — Der Herzog von Braunschweig war auf ihn eifersüchtig und haßte ihn.

Unter diesen Vorfällen kam das für Preußen so unglückliche, nachtheilige Jahr 1806, und führte Friedrich Wilhelm an den Rand des Abgrunds, welcher den preußischen Staat und mit ihm alle Partheyen, die sich um seine Regierung stritten, verschlang.

Friedrich Wilhelm III. glaubte noch fest, daß der franz. Kayser Preußens Kriegsmacht und innere Kräfte fürchte, er wiegte sich in der Hoffnung, daß diesem Dankbarkeit mehr gelten würde, als Frankreichs Vortheil, und er eine Macht schonen würde, die ihn zuerst als Kayser anerkannt, stets eine strenge Neutralität beobachtet, und seit 70 Jahren einen ruhigen Zuschauer bey dem fortschreitenden Wachsthume der franz. Macht abgegeben hatte.

Der Durchmarsch der franz. Truppen durch Anspach, der erzwungene Tausch

dieser Provinz gegen Hannover, der entscheidende Ton, welchen Napoleon seit dem Frieden von Presburg gegen Preußen annahm, brachten erst den König von seiner irrigen Meynung zurück, ließen ihn erst das vergangene bereuen und weckten ihn zur Vertheidigung seines Thrones.

Ohne daran zu denken, daß Preußen jetzt ganz allein stand, und den Krieg gegen Frankreich zu einer Zeit führen wollte, wo die Russen entfernt, Oestreich niedergebeugt und gelähmt, England und Schweden gegen Preußen entrüstet und bewaffnet, Sachsen und Hessen durch die Riesenkraft des franz. Reichs erschreckt und ängstlich waren, überließ sich Friedrich Wilhelm dem Glauben, daß Napoleon Preußen unterjochen wolle, und, wenn er sich nicht mit allen seinen Kräften diesem Zerstöhrungs-Plane entgegensetzen würde, alle

seine Länder unverzüglich überfallen werde. Da er schon alles als verlohren ansah, so wollte er als Verzweifelnder handeln, und auch das letzte auf das Spiel setzen.

Lucchesini machte indessen, um von Napoleons Plänen ganz unterrichtet zu werden, in Paris mit den englischen und russischen Gesandten gemeinschaftliche Sache; und die durch diese Minister angeknüpften Unterhandlungen, so wie der durch Oubril geschlossene Friede, dienten nur dazu dem Könige von Preußen die Augen zu öffnen.

Lucchesini gab dem Könige daher die Nachricht, Napoleon wolle auf seine Kosten Frieden machen, und das Churfürstenthum Hannover an England zurückgeben.

Diese Nachricht brachte den König zu einem festen Entschluß; er beschloß den

Krieg. Von demselben Augenblick an, und sobald die Befehle, daß die Truppen marschieren sollten, ausgefertigt waren, war auch jeder Versuch, die Festigkeit des Königs wankend zu machen, vergeblich.

Dennoch machte man mehrere Versuche dieser Art. Köckeritz und einige andere wagten es selbst, dem Könige den Untergang des Staats zu prophezeyen; er war aber zu heftig bewegt, und antwortete auf alle Einwürfe so fest, daß man sehen konnte, wie sehr er aufgebracht war.

„Nein, ich werde nicht länger ruhen," sagte er, „ich bin bis in mein Innerstes gekränkt; muß ich unterliegen, so will ich mit Ehren unterliegen, und wenn ich einmal den Degen gezogen habe, so stecke ich ihn nicht eher wieder ein, bis ich alles verlohren oder alles erhalten habe."

Ohne Zweifel war dieser muthige Entschluß dem größten Theile des Hofes und der Nation willkommen; man machte sich nemlich von der Armee und den Kräften des Staats eine Idee, welche die Erfahrung nur zu schrecklich widerlegt hat.

Man hat der Königin Schuld gegeben, daß sie den Krieg veranlaßt habe; nun war sie zwar allerdings, wie schon oben bemerkt worden ist, seit der Anwesenheit des russischen Kaysers, in den König, wegen der Gefahr, die seiner Person, seinem Hause und dem Throne drohete, heftig gedrungen; wären aber nicht die erwähnten dringenden Ereignisse dazu gekommen, so würden alle ihre Vorstellungen nichts über die Unentschlossenheit des Königs vermocht haben.

Louise wird in der Geschichte unserer merkwürdigen Tage, eine bedeutende Rolle spielen.

Man wird folgendes zu ihrem Lobe sagen müssen:

Wenn andere Frauen von ihrem Range bey der geringsten Gefahr zittern und zagen, so schreckte Louisen nur die Gefahr, daß sie ihr Haus versinken, ihr Vaterland untergehen und Preußens Ruhm verlöschen sehen sollte: sie suchte nicht durch Thränen und Klagen ihren Mann zu erweichen, sie munterte ihn vielmehr auf, die Ehre und Unabhängigkeit Preußens tapfer zu vertheidigen. Sie that noch mehr; sie begleitete ihren Gemahl zur Armee, sie entflammte hier durch ihre Gegenwart alle Herzen, und entfernte sich nicht früher, als bis der Trompetenschall den Anfang der Schlacht verkündigt hatte.

Unter denen, welche an Preußens Staats-Ruder saßen, hat der Graf von

Haugwitz eine sehr ausgezeichnete Rolle gespielt, und es lohnt wohl der Mühe, seinen Charakter kürzlich zu schildern.

Zu Preußens Unglück hatte Hardenberg, dem es nicht an Talent zu einem guten Diplomatiker fehlte, das falsche, d. h. das englische System annehmen müssen, welches 1805, wo Hardenberg die Geschäfte führte, nicht ganz Preußens politischer Lage entsprach; und so im Gegentheil von 1797 bis 1805, wo Haugwitz diese Geschäfte hatte, ob er schon nicht die mindeste Anlage zu einem geschickten Diplomatiker besaß, dieser Frankreichs Parthey genommen, weniger aus allgemeinen Ansichten als Staatsmann, als vielmehr aus persönlichen Rücksichten.

Er schloß 1805, d. h. in einem Zeitpunkte, wo man noch füglich den Krieg erklären konnte, den Frieden, und rieth

1806, wo er für das Wohl des Landes den Frieden erhalten sollte, zum Kriege.

Haugwitz, welcher große Güter in Schlesien besitzt, zeigte sich stets so, wie er glaubte, daß es sich den Umständen am meisten eignete.

In seiner Jugend spielte er mit seiner Frau einen Roman; sie wollten, als Gatten, wieder die Zärtlichkeit arkadischer Schäfer erneuen, und reisten in die Schweiz, wo sie auf den Alpen Blumen sammelten, Kräuter suchten und — den Mond anschaueten.

Endlich fand Haugwitz nicht mehr an seiner Frau Geschmack, er suchte die große Welt, und da an Friedrich Wilhelm II. Hofe der Pietismus an der Tagesordnung war, so ging er unter die mährischen Brüder oder Herrnhuther, und betete das Kreuz des Erlösers an. Er wurde zu glei-

cher Zeit einer der eifrigsten Anhänger Schröpfers — (eines berüchtigten sächßl. Charlatans, der sich für einen Geisterbanner ausgab) — und des Rosenkreuz-Ordens.

Mit dem Tode des Königs verschwand auch diese Mummerey, und Haugwitz hörte zuerst auf bigott zu seyn. Er forschte nach Friedrich Wilhelm III. Gedanken, und da er diese friedlich fand, so wurde er Preußens — Friedenfürst.

Als er 1806 den Krieg unvermeidlich sah, bestärkte er den König vorzüglich in seinen unglücklichen Vorsätzen. Um aber seinen zweydeutigen Character zu zeigen, muß ich noch eine Person hier aufführen. Diese ist der Jude Ephraim. —

Als Sohn des berüchtigten Banquiers, welcher sich im siebenjährigen Kriege durch seine Münzspeculationen so nützlich gemacht hatte, setzte sich dieser junge Mensch

von Kindheit an in den Kopf, eine große Rolle als Diplomatiker zu spielen. Er opferte diesem Hirngespinste sein Glück, und setzte sich sogar deshalb der Lebensgefahr aus. Wenig fehlte, so wurde er während der Revolution in Paris guillotinirt, da ihm das preuß. Cabinet hier einen Gesandschaftsposten gab, wie man ihn nehmlich einem Juden geben kann. So wie er dem Henkersbeile entgangen war, so belohnte man ihn für seine Dienste mit — dem Titel eines Geheimden Rathes Seiner Königlich Preußischen Majestät.

Seit einigen Jahren machte er in Berlin den Botschafter der fremden Gesandten, und brachte ihnen alle Neuigkeiten oder vielmehr Lügen, die man ihm nur aufgehangen hatte.

Vorzüglich hatte er die Sucht sich an die Cabinets-Mitglieder und Räthe zu

drängen, und ließ sich keine Mühe verdrießen, den Finanzministern Entwürfe zu überreichen, welche man bey Seite warf.

Er hatte aber doch bey dem Grafen von Haugwitz Zutritt gefunden, und es verging kein Tag, wo er ihm nicht in seinem Cabinette seine Aufwartung gemacht hätte.

Als das preuß. Cabinet eben den Feldzug von 1806 beschlossen hatte, war dieser Ephraim mit dem Grafen von Haugwitz allein, und es kam zu folgendem Gespräche:

Gr. v. H. Guten Tag, lieber Rath! Was giebt es Neues?

Ephraim. Was soll man sagen? Wenig gutes; der Krieg ist beschlossen, er wird schlecht ausfallen. Ich begreife nicht, warum Ew. Excellenz so schnell Ihre Grundsätze verändert haben.

Gr. v. H. Ey nun! Das Volk errâth nie die Bewegungsgründe, welche uns Staatsmänner so, oder so handeln lassen, und dann redet es, wie man sagt, in's Gelage hinein.

E. Ach! glauben Sie das nicht, Hr. Graf; das Publicum weiß wohl, — wenigstens weshalb Ew. Excellenz so schnell Ihr System verändert haben.

H. Wie so? Und was wissen Sie denn, wenn ich fragen darf?

E. Nehmen's Ew. Excellenz aber nicht übel, daß ich Ihnen das sage. Das Publicum und ich denken so: Da der Graf v. H. 1805, wo alle Landmächte gerüstet waren, Frieden schloß, wie kann er sich es einfallen lassen, jetzt da alle übrigen Mächte ruhen, den Krieg anzufangen?

Ephraim antwortet darauf:

Der Graf v. H. weiß wohl, daß dieser Krieg unglücklich ausfallen wird; der König verliehrt die erste Schlacht; dann muß Graf H. den Frieden unterhandeln, und Napoleon dringt darauf, daß dieser geschickte Staatsmann das Ruder führe, der König muß übel oder böse zugeben, und — Ew. Excellenz sind erster Minister.

H. (aufgebracht,) Ich will dem Publicum — — (er brauchte hier einen pöbelhaften unschicklichen Ausdruck.)

Eph. Schad't nichts! So sieht doch das Publicum endlich, woran es sich in Hinsicht dessen, was von Ew. Excellenz ausgeht, zu halten hat.

Kurz nachher wurde Ephraim auf Befehl des Minister Haugwitz in die Frohn-

veste geworfen, woraus ihn aber gleich nachher die Franzosen befreyeten.

Es war unbestimmt, wer das Hauptcommando haben würde. Ansprüche darauf machten: Der Herzog von Braunschweig, 72 Jahr alt; der Feldmarschall von Möllendorf 82, der Fürst von Hohenlohe 60, Kalkreuth 70, Rüchel 52, und der Prinz Louis 39 Jahr alt.

Wenn man nach dem Dienstrange ging, so mußte das Commando dem Herzoge zufallen, wollte man auf den Ruf der Erfahrung sehen, so erhielt es auch der Herzog, denn Möllendorf war zu alt, — für Kalkreuth sprach nichts zum Vorzuge vor dem Herzoge, Rüchel schien dem Könige, wenn er ihn schon schätzte, zu anmaßend und stolz, und Louis hatte sich nie

sein Vertrauen zu verschaffen gewußt. Zum Unglücke Preußens, traute der König sich selbst zu wenig, Hohenlohe hatte ihm zu viel Beweise von Selbstsucht und Eigennutz gegeben, und so fiel der Oberbefehl sehr natürlich in die Hände des Herzogs von Braunschweig.

Die Armee hatte drey General-Quartiermeister: Pfuhl, Massenbach und Scharrenhorst. Der König bestimmte den ersten für sich; Scharrenhorst leitete die Geschäf im Hauptquartiere des Herzogs, und Massenbach in dem des Fürsten von Hohenlohe. Alle dreye waren geschickte Männer; aber Massenbach zeichnete sich vielleicht mehr in der Theorie der Kriegskunst, als in ihrer Anwendung, ganz vorzüglich aus.

Sie stimmten ohnstreitig alle dreye in dem wesentlichen Puncte, nehmlich der Nothwendigkeit eines schnellen Angriffes,

mit einander überein; jeder behauptete aber nur auf dem Wege, den er sich vorgezeichnet hatte, das Ziel erreichen zu können.

Der König sollte durchaus das Oberkommando übernehmen, und Möllendorf mußte sowohl wie der Herzog von Braunschweig zu Hause bleiben. — Ohne Zweifel würde dieses besser gewesen seyn, denn:

1) Von dem Könige, als solchem, mußte alles was geschah ausgehen.

2) Der Staat, den er vertheidigen sollte, war ihm mehr angelegen, als einer andern Person; er mußte mit ihm zugleich fallen, nicht so die übrigen.

3) Der König besitzt so viel Kaltblütigkeit und Ruhe als nur wenige, dieß hat er hinlänglich bewiesen.

4) Seit langer Zeit hatte er es in der Kunst zu manövriren, und dem Feinde die

Spitze zu bieten, zur größten Vollkommenheit gebracht.

5) Bey seinem Muthe und seiner Jugend, war er ganz geeignet die Beschwerden des Krieges zu ertragen.

6) Er besitzt eine unerschütterliche Festigkeit das durchzuführen, was er für recht und nothwendig hält.

7) Pfuhl, ein schöpferisches Genie, reich an glücklichen Ideen, war ganz fähig dem Könige den besten Operations-Plan vorzulegen, den dieser unfehlbar ausgeführt hätte.

Unter solchen Umständen würde alles gewiß besser gegangen seyn, als es gegangen ist. Das Schicksal wollte es anders, und Preußen sank.

Wir wollen jetzt untersuchen, wodurch es eigentlich umgestürzt und zerstört wurde.

1) Von dem Augenblicke an, da Napoleon die Zügel von Frankreichs Regierung festhielt, namentlich seit der Schlacht von Marengo, war Preußen von Frankreich abhängig; es wollte sich dieses nicht gestehen, und konnte sich nicht entschließen, sich ganz dieser Macht zu ergeben, sein Schicksal an das von Frankreich zu knüpfen.

2) Preußen ließ 1805 den einzigen günstigen Augenblick, seine Unabhängigkeit wieder zu erlangen, verstreichen; und 1806 verscherzte es seine ganze Existenz, und setzte alles auf das Spiel, da es seine ganze Kriegsmacht zwischen der Saale und Werre zusammendrängte, ohne die Ankunft seiner Alliirten abgewartet, oder sich den Rückzug durch Befestigung der, von der Natur und Kunst zu seiner Vertheidigung gebildeten Puncte, gesichert zu haben. Ich

wiederhole es: während Frankreichs Kriegsmacht einen unermeßlichen Raum bedeckte, zog Preußen die seinigen unnöthig zusammen.

3) Schon entschlossen das Kriegs-Glück zu versuchen, verlohr Preußen, durch eine unbegreifliche Inconsequenz, die Zeit mit fruchtlosen Unterhandlungen, und verließ sich auf seine blinden Diplomatiker, die sich einbildeten, daß Napoleon sich auf Vertheidigung beschränken würde. — Ohne erst Noten zu übergeben, ohne Kriegsrath zu halten, mußte man daher in Franken vordringen, ein französisches Corps nach dem andern überfallen und aufreiben, welches um so eher geschehen konnte, da Napoleon im Vertrauen auf die Unthätigkeit und Unentschlossenheit der preuß. Regierung, und auf die Partheyen wodurch sie getrennt wurde, welches er al-

les wohl kannte, seine Truppen nicht früher, als in den ersten Tagen des Octobers zusammengezogen hatte.

4) Preußen mußte sich daher noch im September für die Offensive erklären, oder wenn es die Defensive ergriff, in Sachsens Ebenen ein Lager schlagen, sich vorzüglich alle Uebergänge der Elbe und den Rückzug nach Schlesien decken, und so die Ankunft der russischen Armeen erwarten.

5) In der Lage, worin sich Preußen vom 10ten bis 14ten October befand, da es durch die Vorpostengefechte von Tauenzien und dem Prinzen Louis, so wie durch die Nachrichten des Herzogs von Weimar aus Coburg und Königshofen erfahren hatte, daß Napoleon den linken Flügel angreifen wollte, durfte es durchaus nicht, zwischen Capellendorf und Auerstädt, an dem Gebirgsabhange an den Ufern der Ilm,

seine Armeen aufstellen; sondern mußte, wenn man eine, auf richtigen Grundsätzen der Taktik beruhende Offensive noch beabsichtigen wollte, am 13ten October die Höhen von Hassenhausen, Dornburg, Camburg, die Schnecke und den Dornberg, welches ein Gebirge über Vierzehnheiligen ist, besetzen, und vorzüglich die ersten vier Puncte dem Feinde nicht überlassen.

6) Hatte man am 13ten den Rückzug nach der Elbe beschlossen, so mußte der Fürst von Hohenlohe, wenn die Armee des Königs hinter der seinigen vorbey marschiert war, in der Nacht vom 13ten zum 14ten alle Wachtfeuer und einige Cavallerie zurücklassen, den linken Flügel der Armee zu bilden suchen, gegen die Elbe rücken, und durch den Uebergang über die Un-

strut und Ilm, dem Angriffe des Kaysers auszuweichen suchen.

7) Geschah dieses, so mußte der König, nach Blüchers Rathe, um jeden Preiß die Stellung bey Hassenhausen forciren, die Reserve-Armee mit in das Treffen bringen und an keinen Rückzug denken. So wäre alles, was der Marschall Davoust über Eckartsberge beordert hatte, ohne Rettung in die Hände des Fürsten von Hohenlohe gefallen. Das geschlagene Davoustische Corps würde sich auf die große franz. Armee geworfen haben, die nun, in ihren Plänen überrascht und getäuscht, der preußischen bis an die Elbe gefolgt wäre — wo jene auf das Corps des Prinzen von Würtenberg stieß. Um aber Napoleon in seiner eigenen Falle zu fangen, mußte Rüchel mit seinem Corps, da er von Erfurt kam, zu dem Herzog von

Weimar stoßen, der nunmehr mit 25000 Mann in dem Rücken der franz. Armee wirken konnte.

8) In politischer Hinsicht, hätte Preußen vor Ausbruch des Krieges das Churfürstenthum Hannover an England zurückgeben, sich mit dieser Macht fest verbinden, in dessen deutschen Besitzungen die alte Regierung wieder einsetzen, hier so wohl als in Westphalen ein allgemeines Aufgebot machen, diese Truppen mit Einschluß des Corps von Lecoq Hessen überziehen lassen, und so diesen Fürsten zur Theilnahme an dem Kriege zwingen sollen.

Ich komme auf die Personen zurück, welche im Jahre 1806 die Staats-Geschäfte hatten: ich übergehe den Vorfall bey dem in Erfurt gehaltenen Kriegsrathe,

und will nur noch bemerken: daß der Herzog von Braunschweig, welcher überall seine Maitresse mit sich nahm, mit dem Fürsten von Hohenlohe und dem General Pfuhl aufs äußerste gespannt war: — daß der Fürst von Hohenlohe über die Thorheiten und Ausschweifungen des Prinzen Louis höchst aufgebracht war. Er sagte einmal zu seinen Freunden: „Mein Gott! wie froh würde ich seyn, wenn mir der König nicht den Champagner-Schlauch als General-Lieutenant aufgehangen hätte!"

Ich will nur noch bemerken, daß der Prinz Louis an der Rettung seines Vaterlandes verzweifelte, und in der Ueberzeugung, daß alles verlohren sey, sich in den Feind stürzte. Er klagte dabey bitter über den Hof.

„Zeigt man wohl das geringste Vertrauen gegen mich, sagte er, bin ich nicht aus dem Kriegsrathe geschlossen, läßt man mir wohl die Pläne des Herzogs sehen, und ist man nicht gegen alle meine Vorschläge taub?? Würdigt man wohl nur meine Meynungen des Gehörs?“

Die Armee des Herzogs von Braunschweig marschierte den 13ten October von Unverstädt nach Auerstädt; der König und die Königin begleiteten zu Pferde die Grenadiere; es war die schönste Armee, die man jemals gesehen hatte.

Sie war voller Muth und Entschlossenheit, die Offiziere waren, man mag dagegen sagen, was man wolle, von Ehrgefühl und Tapferkeit durchdrungen, — alles was in der Folge dieses zu widerlegen

schien, war eine Wirkung der verlohrnen Schlacht.

Nicht die Regimenter machten die Schlacht von Auerstädt verlohren, sondern der unglückliche Einfall des Königs sich zurückzuziehen, da doch seine Reserve-Armee von 20,000 Mann noch nicht einmal im Treffen gewesen war. Auch bey Jena ging die Schlacht nicht durch die Regimenter, sondern durch ihren Anführer Hohenlohe verlohren, welcher sich, statt die Höhen der Berge zu besetzen, an den Fuß derselben stellte.

Man wollte eben am 13ten über den Ilm gehen, als man auf den Höhen von Camburg fremde Truppen in Bewegung sah. Man stutzte; — leichtgläubige Personen versicherten aber dem Könige, daß das, was man sähe, Sachsen wären.

Er antwortete darauf: „ich fürchte, daß man uns den Rückzug nach der Elbe abgeschnitten hat.“ Von jetzt an lag ihm nichts mehr am Herzen, als die Königin in Sicherheit zu wissen. Die Trennung erfolgte. Mit zernagtem Herzen und unbeschreiblich marternden Gefühlen nahmen sie von einander Abschied.

Louise sah ihren Gemahl, den sie anbetete, in eine Schlacht gehen, welche das Schicksal des Staats und ihrer Familie entscheiden sollte: sie sah ihn vielleicht zum letzten Male. Dunkle Ahnungen, unglückliche Vorbedeutungen bestürmten ihr weiches Herz. Doch unterdrückte sie den Kummer, welcher sie verzehrte, und reiste ab.

Die Schlachten bey Jena und Auerstädt waren verloren; nach dieser Niederlage gab jemand, man weiß nicht wer, dem Könige den unglücklichen Rath, die Armee zu verlassen und sich über die Oder zurückzubegeben. Wäre er bey der Armee geblieben, so hätte vielleicht die Uebergabe von Magdeburg und die Capitulation bey Prenzlau niemals statt gehabt.

Eine unglückliche Blindheit machte, daß sich das Corps des Herzogs von Weimar zurückzog, und auf dem Bogen des Cirkels von Ilmenau durch Erfurt und den Harz nach dem Baltischen Meere marschierte; es wäre viel klüger, sicherer und besser gewesen, sich über das Erzgebirge (ein Gebirge in Sachsen) zurückzuziehen, und seinen Marsch auf Böhmen zu richten. Das Baiersche Corps war zu schwach, um diesen Marsch aufzuhalten. Rückte es

aber nach Hessen, wo man sich mit 9000 Kriegsgefangenen, 30000 Hessen und dem ganzen Corps von Lecoq vereinigen konnte, so brachte dieß noch größern Vortheil, und bot unschätzbare Hülfsmittel dar.

Der König, welchen Köckeritz begleitete, frühstückte auf seiner Flucht bey einem Dorfpfarrer nicht weit von Berlin.

Wenn er vorher in seinem Lande reiste, so bemerkte man ein tiefes Stillschweigen an ihm. Er sprach wenig, und schien selbst jede Unterhaltung mit den Deputirten, die ihm entgegen geschickt wurden, vermeiden zu wollen. Hier, in dem Pfarrhause zu . . . war er ganz anders.

Kaum war der König und Köckeritz in das Haus getreten, als der letztere den Prediger auf die Seite zog und ganz vertraulich fragte, ob er nicht ein wenig kaltes Fleisch habe. „Wir hungern, sagte

er, und haben seit langer Zeit nichts gegessen, geben Sie uns, was Sie haben, Schinken, Braten, Cervelat-Wurst, wir sind mit allem zufrieden."

Man brachte das Frühstück, und der Prediger näherte sich schüchtern und gerührt dem Könige. Der König fiel ihm aber in das Wort, und sagte: „Fürchten Sie nichts wegen des Feindes. Ich habe eine Schlacht, aber noch nicht alles verlohren, ich habe noch viele Truppen. Meine Armee sammelt sich jetzt wieder bey Magdeburg, um das Vordringen der Franzosen zu hindern. Ich selbst gehe nach Preußen, um eine neue Armee zu errichten und sie gegen den Feind zu führen, wenn er nicht die Friedensbedingungen annimmt, über welche jetzt unterhandelt wird. Ueberdieß sind auch die Russen auf

dem Marsche, um uns zu verstärken. Sie haben also nichts zu fürchten."

„Wir konnten den Franzosen nicht widerstehen; sie griffen uns nicht wie reguläre Truppen an, sondern kamen in zahllosen Haufen; da sie keine Bagage mit sich führen, so marschieren sie ungemein schnell: da sie nun selten en fronte in Schlachtordnung aufmarschieren, und gewöhnlich in Colonnen fechten, so umgingen sie uns. Meine braven Truppen haben bey Hassenhausen Wunder gethan, und wenn ich geglaubt hätte, daß mein rechter Flügel unter Hohenlohe geschlagen worden sey; so würde ich durch den Paß bey Kösen gegangen seyn."

Ich führe dieses Gespräch nur als einen Beweis an, daß der König vor dem

Kriege noch keine richtige Ansicht und Idee von dem französischen Kriegssystem hatte.

Die unglückliche Königin war mit ihrer zahlreichen Familie schleunig nach Stettin geflohen.

Der Schmerz hatte, wie man sagt, ihren zarten Körper so angegriffen, ihre Kräfte so niedergeschlagen, daß man für ihr Leben zitterte. In diesem Zustande soll sie ihren ältesten Prinzen die so rührenden Worte gesagt haben, welche ich hier im wesentlichen mittheile.

„Ihr seht mich in Thränen; ich beweine den Untergang meines Hauses, und den Verlust des Ruhmes, womit euere Ahnen und ihre Generale den Stamm Hohenzollern so berühmt machten, dessen

Glanz auf alle Völker, die ihrem Scepter unterworfen waren, sich verbreitete. Dieser Glanz ist völlig verdunkelt! Das Schicksal zerstörte in einem Tage ein Gebäude, an dessen Erhöhung große Männer zwey Jahrhunderte hindurch gearbeitet hatten. —"

„Es giebt keinen preußischen Staat, keine preußische Armee, keinen National-Ruhm mehr, — er ist verschwunden wie jener Nebel, welcher uns, auf den Feldern von Jena und Auerstädt, die Gefahren und Schrecken dieser unglücklichsten Schlacht verbarg."

„Meine Söhne, ihr seyd in dem Alter, wo euer Verstand die großen Ereignisse, welche euch jetzt begegnen, fassen und fühlen kann: ruft künftig, wenn eu-

re Mutter und Königin nicht mehr lebt, diese unglückliche Stunde in euer Gedächtniß zurück, und weinet meinem Andenken Thränen, wie ich sie jetzt, in diesem schrecklichen Augenblicke, dem Umsturze meines Vaterlandes weine; aber begnügt euch nicht bloß zu weinen; handelt — entwickelt euere Kräfte; vielleicht läßt Preußens Schutzgeist sich auf euch nieder; befreyet dann euer Volk von der Schande, dem Vorwurfe und der Erniedrigung worin es schmachtet; suchet den jetzt verdunkelten Ruhm euerer Vorfahren von Frankreich wieder zu erobern, wie euer Urgroßvater, der große Churfürst, einst bey Fehrbellin die Niederlage und Schmach seines Vaters an den Schweden rächte. Lasset euch, meine Prinzen, nicht von der Weichlichkeit eueres entnervten Zeitalters hinreißen, seyd Männer, und geizet nach dem Ruhme

großer Feldherrn und Helden; wenn euch dieser Ehrgeiz fehlte, so würdet ihr des Nahmens von Prinzen und Enkel des großen Friedrichs unwürdig seyn. Könnt ihr aber mit aller Anstrengung den niedergebeugten Staat nicht wieder erheben; so sucht den Tod wie ihn euer unglücklicher Vater auf dem Schlachtfelde bey Auerstädt gesucht hat; möchtet ihr ihn dann finden, wie ihn Louis Ferdinand bey Saalfeld fand! Nehmt meinen Segen, meine theueren Kinder, ich hinterlasse euch meine Gesinnungen, ihr müßt euer Vaterland rächen, oder den Tod des Helden sterben."

Fast zu derselben Zeit benachrichtigte man die Königin von der Ankunft Lombards; sie ließ ihn gefangen nehmen, welches viel Aufsehen machte.

Dieser entnervte Sybarite, war am 12ten October von Weimar abgereist, um schnell nach Berlin zu eilen. Als er in der Nacht vom 13ten die Stadt Naumburg hinter sich in Flammen, vor sich einen Haufen versprengter sächsischer Husaren sah, welche ihn anhielten, so wäre er beynahe in den Armen seines Begleiters, des Herrn von Bork, vor Furcht gestorben; er sah sich schon in den Händen der Franzosen und unter der Guillotine, da er mit Genz, gemeinschaftlich, das preußische Manifest, welches kurz vorher bekannt gemacht worden war, geschrieben hatte. Un-

aufhörlich schrie er: „ich sterbe unschuldig!“

In Berlin sagte er, bey seiner Ankunft, den unglücklichen Ausgang des Krieges vorher, und brachte die ganze Stadt in Unruhe. Er machte seinen Freunden und seinen Freundinnen Besuche — kaum hatte er aber von dem Herrn Cabinetsrath Beyme einen Brief erhalten, worin dieser ihm die fürchterliche Lage der Dinge schilderte, so floh er eilig nach Stettin und von da nach Coßlin mitten in Pommern, wo ihn auch kein Franzose in seinem Zufluchtsorte zu stören für werth hielt.

Ueberhaupt sah man damals in Berlin, daß mehrere Personen ihren lächerlichen Egoismus, und die große Meynung,

welche sie von ihrer Wichtigkeit hatten, durch die Furcht welche sie zeigten, sich der Verfolgung und Rache der Franzosen ausgesetzt zu sehen, hinlänglich an den Tag legten; diese Selbsttäuschung ließ sie die Flucht ergreifen, und — je nachdem sie von ihrem Irrthume zurückkamen, erschienen sie auch wieder in Berlin.

Die Königin begab sich von Stettin nach Cüstrin, wo sie ihren Gemahl traf, und mit ihm nach Graudenz, von dort nach Königsberg ging. Hier, über der Pregel, glaubte man sich noch weit entfernt von den Gefahren des Krieges, — und schöpfte wieder Hoffnung, sobald man wußte, daß die Russen über die Memel gegangen waren. Wenn schon die Festun-

gen im Lande, (Magdeburg, Erfurt, Hameln, Küstrin, Stettin) unverantwortlich den Franzosen übergeben waren, das Corps von Hohenlohe bey Prenzlau capitulirt hatte, und in Südpreußen eine Insurrection ausbrechen wollte, welche man durch nichts hindern konnte; so sammelte man doch in Ostpreußen die Reste der Regimenter, bildete neue Truppen, und — bemühte sich den Patriotismus zu wecken, und in Schlesien eine Armee zu errichten.

Unter diesen Anstrengungen vernachlässigte man das einzige Mittel, das Land zu retten, nämlich einen allgemeinen Volksaufstand. —

Vorzüglich widersetzte sich der Adel einer Maasregel, welche dem Vortheil seines Standes nachtheilig zu werden drohte.

Man erlaube mir hier einige Gründe für die Meynung eines allgemeinen Aufstandes, zu deren Rechtfertigung, anführen zu dürfen.

1) Ein Aufstand des ganzen Volkes muß die ganze feindliche Armee, wenn sie vorzüglich keine Magazine mit sich führt, dadurch, daß er ihr alle Lebensmittel nimmt, aufreiben. Denn, soll ein allgemeiner Aufstand seinen Zweck erfüllen; so muß man alle entbehrlichen Geräthschaften und Möbeln verbrennen oder vergraben, so viel Lebensmittel, Vieh und Getraide, als nur immer möglich ist, mit sich nehmen, und alle Städte und Dörfer, welche man hinter sich läßt, verbrennen. Man muß alles so gänzlich zerstören, daß auch keine Spur von einem cultivirten Lande bleibt. Zu diesem letzten

Hülfsmittel wird es aber nie kommen, weil in wenig Tagen eine solche ungeheuere Masse von Streitern da seyn wird, daß eine reguläre Armee gar nicht ihr widerstehen kann, sondern unmittelbar auf den Rückzug bedacht seyn wird. Man schreye ja nicht über diese scheinbar barbarischen Vorschläge; ist es nicht besser die Unabhängigkeit seiner Staatsverfassung, Gesetze und Regierung zu erhalten, als — seine Möbeln und Geräthschaften zu retten? —

2) Wollte man nun insbesondere, daß ein allgemeiner Aufstand in den preußischen Staaten Wirkung thun sollte, so mußte man in Hinsicht der Lage, der Umstände, noch folgende Maasregeln treffen: —

* *

a) Man mußte dem Volke Befreyung von der Leibeigenschaft und von allen, den Guthsherrschaften zu entrichtenden Abgaben und Dienstleistungen versprechen, und ihm vollkommenes Eigenthum seines beweglichen und unbeweglichen Vermögens zusichern.

b) Man mußte alle Mittel- und Untergerichte der Herrschaftlichen Güter, oder, um das Wort deutlich zu machen, den Adel mit allen seinen Vorzügen, Gerechtsamen und Freyheiten abschaffen, und eine Gleichheit der Rechte und Ansprüche aller Unterthanen auf den Besitz von Gütern, auf alle Würden und Aemter, sie mögen im Militär- oder Civil-Stande seyn, so wie auf alle

Auszeichnungen und Ehrenzeichen u. s. w. einführen.

c) Man konnte dem Adel, welcher durch diese Neuerungen beeinträchtigt wurde, in den feindlichen Ländern Entschädigung versprechen.

d) Zu gleicher Zeit mußte man eine vollkommene Gleichheit in die Vertheilung der Auflagen bringen, und ein Conscriptionssystem einführen, welches gar keine Ausnahme verstattete.

e) Man hätte suchen sollen, alle Schriftsteller und Prediger für das allgemeine Beste zu gewinnen, und die Vertheidigung des Vaterlandes dem Volke als Gewissenssache, den Ge-

bildeten und Unterrichteten als Gegenstand der Ehre und Vernunft darzustellen.

f) Alle diejenigen, welche nur die geringste Widersetzlichkeit gegen diese Maasregeln zeigten, mußten erschossen werden.

g) Man würde gar kein unverjährbares Militärsystem angenommen, sondern sich im Gegentheile an die Natur und Fortschritte des menschlichen Geistes gehalten haben, um dieses System zu bilden, und sich Generale zu erwählen, ohne erst darnach zu fragen, ob diese Häupter der Armeen im Anfange gleich den Degen oder das Grabscheid geführt haben.

Druckfehler,

welche den Sinn entstellen.

Seite 1	Z. 11	lies: französischer, statt: franzozischer.
— 12	— 16	l. Sag, st. Sey.
— 17	— 10	müssen die Worte: ich kenne ihn sehr gut, wie die übrigen mit größern Lettern und ohne Parenthese gelesen werden.
— 28	— 10	l. Amelang, st. Amelong.
— 31	— 16	l. Amelang, st. Amelong.
— 36	— 2	l. zu, st. z u.
— 66	— 12	l. herrscht, st. herscht.
— 68	— 20	l. Er, st. Es.
— 69	— 5	l. diesen, st. sie.
— 87	— 14	l. wenig, st. etwas.
— 94	— 14	l. Interesse, st. Intresse.

Seite 97 Z. 6 l. Macht, mit der seiner ꝛc., st. Macht mit der, seiner ꝛc.

— 102 — 17 l. in das Schilderhaus zu legen, st. in die Patrontasche fallen zu lassen.

— 107 — 13 l. der auswärtigen Angelegenheiten, st. Staatspolitik.

— 108 — 4 l. waren ihnen allein überlassen, st. war ihnen alles überlassen.

— 116 — 11 l. bedrohen, st. bedroht.

— 123 — 7 l. gegen die, st. den.

— — — 14 l. werden, st. wird.

— 124 — 2 l. verwehren, st. verweigern.

— 135 — 20 l. unersättliche, st. unersetzliche.

— 136 — 1 l. Rußlands, st. Rußland.

— 161 — 15 l. wenige, st. wenig.

— 210 — 10 l. ein, st. rin.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Buchholz, Friedrich,

Charakteristik Friedrich Wilhelm III. und der bedeutendsten Personen an seinem Hofe

[S.l.] 1808

Bor. 46
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10012722-1